

Bochumer Arbeitsgruppe für Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung

Arbeitspapier Nr. 3

2. Fassung: Mai 2000

PDF-Version: Mai 2000

Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff

Kleiner Exkurs über die Meinung:

„Es funktioniert aber doch!“

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	2
1 Zur Einführung	3
1.1 Ziele dieses Papiers	3
1.2 Notwendige konstruktivistische Vorbemerkungen	4
2 Zur Enge und Problematik des Funktionsbegriffs	5
2.1 Umwelt	6
2.2 Medizin und Medikamente	12
2.3 Internet	13
2.4 Kapitalismus	16
3 Zur Psychologie des Funktionsbegriffs	21
Literatur:	27

Vorbemerkung

Das Arbeitspapier Nr. 3 vom Juli 1987 war – über viele Jahre des Schaffens der Bochumer Arbeitsgruppe hinweg – eines der wenigen älteren Arbeitspapiere, welches wir nie überarbeiteten. Dies hat viele, zum Teil überaus geheimnisvolle Gründe. Zwar starteten wir mehrere Anläufe zur Erstellung einer zweiten Fassung, sammelten mehrere Male Texte und Argumente, ja beauftragten auch Arbeitsgruppenmitglieder mit der Vorbereitung der Überarbeitung, doch jedesmal ging irgendetwas schief. Mindestens zwei Mal sogar verschwanden auf unerklärliche Weise Unterlagen, Entwürfe und Textsammlungen. Schließlich gaben wir es auf, verzichteten auf den Nachdruck der alten 1. Fassung und schufen damit – ganz ohne Absicht – einen neuen Mythos. Doch kaum hat die Bochumer Arbeitsgruppe die Universität Bochum verlassen, schon klappt das buchstäblich immer wieder Vorgenommene. Das Leben im Exil scheint zu inspirieren. Ob dieses Verb als Attribut auch auf diese 2. Fassung des Arbeitspapiers Nr. 3 zutrifft, dies zu beurteilen – geneigter Leser, geneigte Leserin – ist Ihre, hoffentlich angenehme, Aufgabe.

1 Zur Einführung

„Je populärer eine Idee, desto weniger denkt man über sie nach, und desto wichtiger wird es also, ihre Grenzen zu untersuchen.“
(Paul Feyerabend)

1.1 Ziele dieses Papiers

Das Zeitalter der Moderne ist das Zeitalter des Funktionierens. Alles funktioniert; und alles funktioniert immer besser. In wunderbar funktionierenden Autos fahren wir in konditionierter Luft und guter Kondition von *A* nach *B*, wunderbar funktionierende Atomkraftwerke produzieren alle Zeit und für alle und immer Strom, wunderbar funktionierende Medikamente lassen uns Krankheiten und Sorgen vergessen, wunderbar funktionierende Anlagen zur thermischen Verwertung von vorher gesammelten und getrennten „Wertstoffen“ und „Reststoffen“ entsorgen das, was einst mal Müll hieß. Alles funktioniert; und – ganz klar – alles funktioniert immer besser.

Und Risiken? Wirkliche Risiken? Die gibt es im alles durchdringenden Glauben an den Fortschritt eigentlich nicht. Vor allem Unternehmen, die „freie Wirtschaft“ also, verbinden das Wort Risiko mit Aufbruch, Wagnis, Fortschritt, Innovation, ja Revolution, mit Selbstvertrauen und – eben – Freiheit. Klar kann es schon mal irgendwo ein Stück weit Risiken geben, menschliches und technisches Versagen gar, doch der Glaube an den technischen Fortschritt denkt sich das Risiko als etwas zu Vernachlässigendes: Als Restrisiko. Und die Bürokratie, die Politik also, die ja nur für die Unternehmen da ist, stellt eine Unzahl von Geboten und Verboten, von Vorschriften und Regelungen auf, die zwar für die Unternehmen irgendwo schon lästig sind, die aber naturgemäß nichts wirklich Machbares verhindern und somit nur die überaus wichtige Funktion zu haben scheinen, den Bürgern und Bürgerinnen den technischen Fortschritt als beherrschbar erscheinen zu lassen.

Risiken also? Dürften eigentlich gar nicht auftreten, da sie ja verboten sind. Und so haben wir eine Fülle von Planfeststellungsverfahren, Schadstoffmessungen, Schadstoffgrenzwertfeststellungen, Technikfolgenabschätzungen und, da die möglichen negativen oder unangenehmen Folgen einer Technik durch immer neue Techniken vermieden oder minimiert werden sollen, Technikfolgenabschätzungen der immer neuen Technikfolgen.

Leider gibt es nun aber in unserem Gemeinwesen außer den Unternehmen der „freien“ Wirtschaft und ihren Wegglättern aus der Politik noch andere Diskursgemeinschaften. Die akzentuieren dann schon mal eher die Leichen, die links und rechts des Weges des Fortschritts liegen. Oder sie denken über gänzlich andere Weisen des Zusammenlebens von Menschen nach und versuchen, sich nicht nur als einen Teil, sondern in einem Einklang, in einem harmonischen Akkord mit der Schöpfung zu sehen.

Gemeint ist also mit dem auf der Titelseite skizzierten Einwurf „Es funktioniert aber doch!“ die sich selbst perpetuierende Logik des Funktionierens, oder ganz schlicht, daß Autos doch schließlich fahren, daß Maschinen funktionieren, und daß die Umwelt doch schließlich uns allen am Herzen liegt! Und treffen soll dieser Einwurf die im allgemeinen als weltfremd angesehenen Kritiker und Kritikerinnen, die da nicht einsehen wollen, daß unsere Kultur eine stetig voranmarschierende und sich entwickelnde ist, und für deren Segnungen wir alle dankbar sein sollten. „Oder willst du etwa ins 19. Jahrhundert zurück?“ Nein!

Wir möchten in diesem Papier nun – aus einer sozial-konstruktivistischen Perspektive heraus – eine unserer beliebten Wirklichkeitsprüfungen durchführen und fragen, wie erfolgreich denn dieser überwältigende moderne Mythos des Funktionierens überhaupt ist, wie gut also denn eigentlich „alles“ so funktioniert. Und wir möchten dabei möglichst viele Haupt- und Nebendiskurse beschreiben. Die folgenden Einwände verstehen wir als fortlaufend zu ergänzende Sammlung von Argumenten

gegen die Legitimation und Verteidigung des Status Quo mit Hilfe des Null-Satzes: „Es funktioniert aber doch!“

Nur am Rande: Warum ist die Analyse der Psychologie des Funktionsbegriffs für PsychologInnen besonders interessant? Nun, Akademische Psychologie versteht sich ja als Naturwissenschaft, beschreibt ihr Vorgehen im allgemeinen als den Naturwissenschaften analog und befindet sich somit in einem ganz ähnlich zunehmenden Fortschritts- und Funktionsrausch.

1.2 Notwendige konstruktivistische Vorbemerkungen

Aus konstruktivistischer Sicht ist unsere Vorgehensweise dann problematisch, wenn wir im folgenden leichtfertig und unbedacht in die weit offen stehende positivistische Falle tapen und so tun, als wüßten wir, welche Nebenwirkungen eines „funktionierenden“ technologischen Systems denn nun „tatsächlich“ irgendwelchen behaupteten Hauptwirkungen gegenüberstehen. Denn, so fragen wir uns, bedeutet die Beurteilung eines Erzeugnisses nach positiver und negativer Wirkung nicht automatisch, der technokratischen Logik letztlich das Wort zu reden? Heißt das zum Beispiel, falls uns keine negative Nebenwirkung einfällt, die einen angeblich positiven Effekt zumindest neutralisiert, daß wir das entsprechende Erzeugnis dann gut finden müssen? Dies riecht stark nach Akzeptanz einer positivistischen Beschreibungssprache. Aber wer die Bochumer Arbeitsgruppe kennt, weiß, daß diese – wie immer – alle epistemologischen Klippen erstaunlich sicher und in eleganter Haltung umschiffet.

Um die Problematik des Funktionsbegriffes erläutern zu können, ohne dabei selbst in eine positivistische Denkweise zu verfallen, scheint es uns aus konstruktivistischer Sicht außerordentlich problematisch, über die „tatsächlichen“, die „wirklichen“ Haupt- und Nebenwirkungen, über das Funktionieren oder nicht und über positive oder negative Wirkungen von irgendwelchen technologischen Anordnungen zu sprechen. Wir können und wollen natürlich nicht die materielle Realität jeglicher Wirkung oder Verursachung in Frage stellen. Wir können aber nicht wissen, ob ein AKW nun gefährlich ist oder nicht. Darum geht es uns auch gar nicht. Oder anders: Es interessiert uns nicht. Was uns statt dessen interessiert, wird im folgenden deutlich werden.

Noch einmal: Eine Verfolgung des üblichen Denkweges verstrickt uns nur in Meinungsaußsagereien („Ich finde das Auto unverzichtbar!“ „Ich finde das Autofahren ökologisch unververtretbar!“ „Ich finde Mülltrennung absolut notwendig!“ „Der getrennte Müll wird ja doch nur verbrannt!“). Solche Einseitigkeiten überlassen wir lieber „unabhängigen Gutachtern“! Wir müßten – auf diesem falschen Wege – dann auch eine Entscheidung treffen, ob wir für oder gegen Autos sind, für oder gegen Katalysatoren etc. Dies bringt nur epistemologische Schwierigkeiten mit sich. Außerdem ist es nicht konstruktivistisch. Wenn wir schon eine Rahmen-Ideologie haben, dann auch richtig.

Wer die nun mittlerweile lange Tradition der Bochumer Arbeitsgruppe kennt, könnte mit Fug und Recht auf den Gedanken kommen, wir würden im folgenden versuchen, die anstehenden epistemologischen Probleme mit Hilfe von Fritz Mauthner (vgl. dazu unser Arbeitspapier Nr. 2) zu überwinden. Dies scheint auf den ersten Blick eine gute Idee zu sein. Auf den zweiten Blick stellt sich aber die Frage, ob wir hier Mauthners Hilfe in Anspruch nehmen und in der weiteren Argumentation zwischen brauchbaren Begriffen (Katze, Haus, AKW) und Scheinbegriffen (Motivation, Mischpsychose, Kernkraft) unterscheiden sollten. Wenn wir diesen Weg einschlagen, kommen wir sehr schnell dazu, den in der Moderne verwandten Begriffen wie Auto und Müll eine gewisse Brauchbarkeit zubilligen zu müssen. Deswegen, geneigter Leser und geneigte Leserin, möchten wir jetzt ein für alle mal klar machen, daß es in dieser von Menschenmund und Menschenhand gemachten Welt sowieso nur Scheinbegriffe gibt. Wir werden also Mauthners Weg diesmal nicht gehen.

Wenn es uns aber nicht mehr darum geht, zu zeigen, was „wirklich“ funktioniert oder nicht, oder was „wirklich“ gefährlich ist oder nicht, wenn wir die Wirklichkeitsebene 1. Ordnung (sensu Watzlawick) leichtfertig, regelhaft und bewußt verlassen, was bleibt dann? Nun, zunächst einmal hilft uns dieser

Weg dabei, eine radikale BeobachterInnenperspektive einzunehmen. Das ist ein sehr guter Anfang! Wir werden uns in diesem Papier also „lediglich“ mit Diskursen über das Funktionieren beschäftigen (mit der Wirklichkeit 2. Ordnung), nicht mit dem Funktionieren selbst! Dies ist eine sehr alte sozialkonstruktivistische Tradition: Zu untersuchen, wie über die Welt gesprochen wird, und nicht, wie die Welt wirklich ist. Denn so wie in den verschiedenen kommunalen Systemen über die Welt gesprochen wird, so wirklich ist die Welt in den kommunalen Systemen, in denen eben so und nicht anders über die Welt gesprochen wird.

Wir machen also das, was wir können: Eine Wirklichkeitsprüfung. Wir sammeln – in ausgewählten Bereichen – Skripte und Argumentationsfiguren über das Funktionieren, das Sagbare also. Und wir werden – analog zur allseits bekannten Trennung von Haupt- und Nebenwirkungen allgemein linearer Medikamente – eine Gegenüberstellung von (z. B. öffentlich geförderten) Haupt- und (z. B. bekämpften und totgeschwiegenen) Nebendiskursen zu einem bestimmten Thema sammeln. Höhepunkt dieses Papiers wird der Entwurf einer Psychologie des Funktionsbegriffs sein.

2 Zur Enge und Problematik des Funktionsbegriffs

„Sollt' ich beben vor dem selbstgeschaffnen Wahn?“

(Johann Wolfgang von Goethe)

Wir wollen also den Funktionsbegriff der Moderne, die Vorstellung, den Begriff vom Funktionieren untersuchen. Zur Einstimmung schauen wir – wie so oft – gerne in ein Wörterbuch, z. B. das Duden-Herkunftswörterbuch: „Funktion: ‚Tätigkeit, Wirksamkeit; Aufgabe‘: Das Substantiv wurde im 17. Jahrhundert aus lat. *functio* ‚Verrichtung; Geltung‘ entlehnt, das von lat. *fungi* ‚verrichten, vollbringen; gelten‘ abgeleitet ist (vgl. *fungieren*).“ Und: „funktionieren: ‚reibungslos ablaufen, in [ordnungsgemäßigem] Betrieb sein‘ (18./19. Jh.; nach frz. *fonctionner*).“

Und da der Begriff des Funktionierens in der Moderne ganz eng mit Technik und technischen Anordnungen aller Art verknüpft ist, schauen wir uns auch hier um (ebenfalls im Duden-Herkunftswörterbuch): „Technik: ‚Handhabung, [Herstellungs]verfahren, Arbeitsweise; Hand-, Kunstfertigkeit‘, im speziellen Sinne zusammenfassende Bezeichnung für die Ingenieurwissenschaften: Die seit dem 18. Jahrhundert gebräuchliche Form ‚Technik‘ geht auf neulateinisch *technica* ‚Kunst, Künste; Anweisung zur Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft‘ zurück. Dies ist eine gelehrte Bildung zu neulateinisch *technicus* ‚zur Kunst gehörig, kunstgemäß; wissenschaftlich, fachmännisch‘, das in dieser neulateinischen Form seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bezeugt ist. [...] *Technicus* beruht seinerseits auf griechisch *technikos* ‚kunstvoll, kunstgemäß; sachverständig, fachmännisch‘. Das diesem zugrunde liegende Substantiv gr. *techne* ‚Handwerk, Kunst, Kunstfertigkeit; Wissenschaft‘ stellt sich zu gr. *tekton* ‚Zimmermann, Baumeister‘. Mit diesen Wörtern verwandt sind in anderen indogermanischen Sprachen z. B. altindisch *taksan* ‚Zimmermann‘, *taksati* ‚bearbeitet, verfertigt, zimmert‘, lateinisch *texere* (*textum*) ‚flechten, weben; bauen, zimmern, kunstvoll zusammenfügen‘. [...]“ Wir sehen, eine „funktionierende Technik“ beschert uns überaus wertgeladene Assoziationen von fachmännischer, ja wissenschaftlich betriebener, fortschrittlicher Kunstfertigkeit. Was sollte dagegen zu sagen sein?

Als weiteren Einstieg in unser Thema möchten wir ein Beispiel von K. J. Gergen aufgreifen. In seinem schönen Buch „Das übersättigte Selbst“ (1996) zeigt er – am punktuellen Beispiel der Entwicklung von so etwas Einfachem wie Düngemitteln – die beinahe unüberschaubaren Nebenwirkungen, die aus einem großen Fortschritt viele kleine oder große Rückschritte machen könnten:

Die Entwicklung von Dünger führt zunächst zu einem sehr nahe liegenden Fortschrittsdiskurs der Art, daß über eine erhöhte Lebensmittelproduktion gejubelt wird. Die Nahrungsmittelprobleme der ganzen Welt scheinen technisch einfach aber grandios gelöst. Nun entsteht nach Gergen aber par-

allel zum Fortschrittsdiskurs ein Diskurs über die vielfältigen Rückschritte, die sich aus der Entwicklung von Dünger und einer damit verbundenen erhöhten Lebensmittelproduktion ergeben. Der Rückschrittsdiskurs beklagt nun zum Beispiel, daß sich aus der erhöhten Lebensmittelproduktion eine erhöhte Geburtenrate und damit eine Überbevölkerung verbunden mit einem Defizit an sozialer Sicherheit ergeben könnte; daß sich aus der erhöhten Lebensmittelproduktion ein erhöhter Autokauf verbunden mit überfüllten Straßen, zerstörten Wäldern für neue Straßen und zerstörten Wäldern durch Luftverschmutzung ergeben könnte; daß sich aus der erhöhten Lebensmittelproduktion ein erhöhter Fleischverzehr in der Bevölkerung ergeben könnte, was zu einer erhöhten Einnahme von Cholesterin und so zu Gesundheitsproblemen führen könnte, verbunden mit der Haltung von immer mehr Vieh, was zu Grundwasserverschmutzung führen könnte; und daß sich schließlich aus der durch die Düngerentwicklung erhöhten Lebensmittelproduktion eine Überdüngung und damit die verstärkte Entwicklung von Süßwasseralgen ergeben könnte, verbunden mit einem Fischsterben und dem Verlust von Erholungsgebieten. Lassen wir Gergen selbst zu Wort kommen:

„Nun fängt jedoch der Rückschrittsprozeß an. Größere Ernteerträge bedeuten, zumindestens vorübergehend, ein höheres Einkommen für einen großen Bevölkerungsteil. Also können sich die Leute mehr und größere Autos kaufen. Daraus resultiert ein neues Problem: Überlastete Straßen. Das Problem wird durch den Bau neuer und breiterer Straßen gelöst, wodurch Natur zu Beton gemacht wird. [...] Dieser Schritt reduziert die Menge des Ackerlandes und des Sauerstoffs, der durch Photosynthese produziert wird. Mehr Probleme, die es zu lösen gilt. Gleichzeitig verschmutzt die Zunahme an Autos die Luft, was die Lebensqualität verdirbt, die Grundstückswerte verringert und das Waldsterben verursacht. [...] Das höhere Einkommen löst auch die Nachfrage nach qualitativ besserem Essen aus, einschließlich frischem Fleisch. Dieses Problem wird durch eine höhere Anzahl von Schweinen und Kühen gelöst. Die Ausscheidungen des Viehs dringen in das Grundwasser ein, die Wasserressourcen der Völker werden verunreinigt (ein „neues“ Problem, mit dem heute sowohl Deutsche als auch Holländer konfrontiert sind). [...] Mit all dem ist noch nichts über die Wirkung des Düngers auf das zunehmende Wachstum von Algen in Seen und Kanälen gesagt.“ (Gergen, 1996, S. 369 f)

Im folgenden möchten wir nun, ganz angelehnt an das Beispiel von Gergen, Bereiche unseres Alltags untersuchen, in denen der Funktionsbegriff der Moderne permanent diskursiv gehandelt wird, als Fortschrittsversprechen oder als Rückschrittsmenetekel. Und wir nähern uns diesen Bereichen, wie oben angekündigt, indem wir all das Sagbare zitieren, was es eben zu einem definierten Bereich gibt. Und beginnen werden wir mit dem Umweltbereich, da hier die Kritik am Funktionieren schon vor vielen Jahren eingesetzt hat und mittlerweile nicht mehr nur Zentralrede von Minderheiten ist. Denn gelegentlich werden sogar ehemals begradigte Flüsse „renaturiert.“ Oder?!

2.1 Umwelt

Interessant ist, daß der ökologische Diskurs bezüglich des modernen Funktionsglaubens eine Sonderstellung einnimmt, und dies nicht nur, weil der Diskurs über Umweltprobleme älter und umfangreicher ist als die anderen Funktionsdiskurse. Die Ökologiebewegung ist ja mit einer Kritik gerade an diesem Funktionsglauben angetreten, indem sie auf Umweltschäden als „die“ Nebenwirkungen von Fortschritt und Wachstum aufmerksam machte („Die Grenzen des Wachstums“). Die ökologische Perspektive nimmt für sich in Anspruch, eine breitere zu sein, die nicht nur auf vorgebliche Hauptwirkungen fokussiert, sondern die gesamte Ökologie eines Systems im Blick hat. Und folgerichtig taucht in vielen alternativen Ökodiskursen immer wieder das Argument auf, Gewinne würden privatisiert und Verluste sozialisiert. Damit ist gemeint, daß Gewinnen von Unternehmern und Unternehmen, aber auch leichten kurzzeitigen Vorteilen für Autofahrende Schäden und Verluste gegenüber stünden, die von allen getragen und „ausgeglichen“ werden müßten (Umweltverschmutzung, Baumsterben, Lärmschutzwände, Verkehrstote).

Christian Schütze (1985) bringt den Fortschrittsglauben in einem schönen Artikel mit dem Begriff der Anti-Evolution zusammen: Die fatale Gleichsetzung von Evolution und Menschenwerk, von Entwicklung der Biosphäre und Entwicklung der Technosphäre sind – so Schütze – die Ursachen dessen, was er den „großen Irrtum“ nennt. Statt zu erkennen, daß die wachsenden Probleme, mit denen wir heute konfrontiert sind, im wesentlichen Symptome einer zunehmenden Abweichung unserer biologischen, sozialen und physikalischen Umwelt von der evolutionären Norm oder Klimax sein könnten, interpretierten wir sie als Anzeichen eines noch ungenügenden materiellen Fortschritts. Statt die Probleme als Folgen der technischen Entwicklung zu erkennen, stellten wir sie als Zeichen der Unterentwicklung hin. Und die Lösung erhofft man sich von weiterer technischer Entwicklung. Schütze meint, wir verdanken dem Fortschritt nicht mehr als ziemlich abwegige und notwendigerweise vorübergehende Verhältnisse, in denen technischer Schnickschnack nicht wirklich gebraucht werde, sondern – sehr unvollkommen – dazu diene, geschaffene Bedürfnisse zu befriedigen und davon abzulenken, daß andere unbefriedigt blieben. Schütze sagt, Materialismus sei eine Weltanschauung, die uns dazu verleite, die Ruinierung der Biosphäre für Entwicklung zu halten, Anti-Evolution für Evolution, und Rückschritt für Fortschritt. Und er denkt, solange wir die Ursachen unserer Probleme für ihre Lösung hielten, würden wir all unsere Energie und Erfindungskraft für ihre Verschlimmerung aufwenden. Wirtschaftswachstum ist für Schütze somit in Wirklichkeit eine Abnahme des globalen Wohlstands, da das Wachstum der Technosphäre notwendigerweise mit einer Verringerung der biosphärischen Ordnung verbunden sei, die wiederum unser einziger dauerhafter Wohlstand sei. Wir finden den Gedanken von Schütze sehr schön und wollen nur der Ordnung halber anmerken, daß auch die biosphärische Ordnung – trotz Entropie – im Lauf der Jahrhunderte auf eine Art und Weise emergieren kann, die nicht nur mit reichlichen Schadensfällen verknüpft sein, sondern auch das Wohllleben verschiedener Lebensformen stark tangieren kann. So gibt es z. B. Überlegungen, daß bei dem Aufkommen der Photosynthese ein großer Teil aller Lebensformen (damals waren das wohl primitive Einzeller) vom „giftigen“ Sauerstoff dahingerafft worden sein könnten. Heute macht der Sauerstoff etwa 20% unserer Atmosphäre aus und scheint unabdingbar für unser Leben auf dieser Erdkugel. Die Entwicklung der Biosphäre ist also im Rückblick vermutlich mit zum Teil ganz erheblichen Änderungen verbunden gewesen und kann sehr wohl aus sich heraus eine ganze Menge an Zerstörungen und Umwälzungen, ja Paradigmenwechseln mit sich gebracht haben und bringen, auch ohne Techno-Tand von Menschenhand. Aber wir wollen nicht kleinlich sein!

Sehr interessant ist, daß der offizielle Hauptdiskurs im Umweltbereich zwar immer wieder von „Umweltschutz“ und ökologischer Verantwortung spricht, nach unserem Empfinden aber eher einen „Menschenschutz“ meint. Eigentlich will die Zentralrede also nicht die Umwelt vor den Menschen schützen, sondern die Menschen vor der zum Teil auch selbst geschaffenen Umwelt. So sind zum Beispiel die durch die besonderen „Zuchtbemühungen“ der Menschen gegen Antibiotika resistent gewordenen Bakterien ein Teil der Umwelt und müßten bei einem ernst gemeinten „Umweltschutz“ doch auch geschützt werden. Und wenn Flüsse umgeleitet oder kanalisiert werden, wenn nach Unwettern die neuen Wege, die ein Fluß sich gesucht hat, umgehend wieder beseitigt werden, wenn die Meeresküsten mit immer höheren Deichen gesichert werden, ist das Umweltschutz, oder ist es Menschenschutz? Und wenn das von Borkenkäfern liebevoll zerknabberte Holz im Naturschutzgebiet des Bayerischen Waldes gefällt und verkauft wird, ist das Umweltschutz oder werden hier die Gewinne der Menschen geschützt? Zuerst kommt der Mensch, danach lange nichts, dann die Umwelt: „Macht Euch die Erde untertan!“ Das tun wir gerade. Wir denken, daß gerade das Gerede vom Umweltschutz statt Menschenschutz dabei hilft, den Menschen aus der Umwelt auszuklammern, wodurch die derzeitige außerordentliche Gefährdung der Umwelt durch den Menschen immer größer wird. Das Wort „Menschenschutz“ hat den besonderen Vorteil, daß es nicht nur den Menschen aus der Natur nicht herausnimmt, sondern eben deutlich macht, daß die Menschen, die sich der Zentralrede vom Umweltschutz bedienen, sich zwar als Teil der Natur sehen, in erster Linie aber nur sich selbst bewahren wollen, wenn es sein muß, auch auf Kosten der „Umwelt“. Besonders delikat ist, und der geneigte Leser und die geneigte Leserin haben es längst gemerkt, daß die der Zentralrede anhängenden oder

sich fügenden Menschen zwar Umweltschutz sagen, Menschenschutz aber meinen, und gerade durch den von ihnen betriebenen Menschenschutz statt Umweltschutz die Umwelt vermutlich eben nicht schützen, sondern die Existenz und das Überleben der Gattung Mensch auf diesem Planeten vermutlich außerordentlich gefährden. Wie systemisch! Alles klar?

Innerhalb des ökologischen Diskurses scheint es nun in zwei Richtungen weiterzugehen: Einerseits gibt es einen Diskurs, der angesichts der Komplexität von potentiellen Neben- und Fernwirkungen zur Vorsicht und Zurückhaltung rät, was Eingriffe in Ökosysteme anbelangt (Einrichtung und Erhalt von Naturschutzgebieten, Verbot von Pestiziden etc.). Hier würden wir auch den Widerstand gegen die Gentechnologie verwurzelt sehen. Und andererseits gibt es den Ökobilanz-Diskurs. Hier wird versucht, die komplexen Fern- und Nebenwirkungen zu protokollieren und zu berechnen. Hier gehört auch die Umweltverträglichkeitsprüfung rein. Letztendlich wird hier der moderne Funktionsbegriff lediglich ausgeweitet und eine etwas komplexere Funktionslogik eingeführt. Dieser komplexeren Funktionslogik bedienen sich mittlerweile sowohl Umweltschützer als auch Umweltgegner. Der Ökobilanzdiskurs bietet praktischerweise jedem die Möglichkeit, seinen Gegner, der auf (umweltbelastende) Nebenwirkungen aufmerksam macht, zu überholen, indem man ihn mit Nebenwirkungen der Alternative überrascht: „Photovoltaik lohnt sich in Deutschland gar nicht (du Ökoträumer), weil bei der Produktion mehr Energie verbraucht wird als bei der geringen Nutzungsdauer wieder eingespielt wird (Ätsch, ich weiß aber mehr als du!)“.

Es fällt auf, daß der moderne Funktionsbegriff im allgemeinen äußerst eng gefaßt ist. Dies zeigt sich in den Zentralreden der folgenden Beispiele. Schon bei minimalen Erweiterungen der Perspektive sieht das Funktionierende anders aus. Eigentlich sind bei jedem funktionierenden „Produkt“ und bei jeder technischen Anordnung solche unerwünschten „Nebenwirkungen“ zu entdecken, wenn sich mensch nur lange und intensiv genug damit beschäftigt.

Was schauen wir uns im Umweltbereich an?

Autos

Der Autoverkehr definiert seine Funktion über den Haupteffekt oder die Zentralrede der Mobilität (Vergleiche dazu unsere Bochumer Berichte Nr.1: Automythen), ganz abgesehen davon, ob sich bei der heutigen Verkehrsdichte überhaupt noch von Automobilen sprechen läßt. Zum Auto selbst und zum Autoverkehr gibt es allerdings mittlerweile auch eine Fülle von Nebendiskursen über die „Nebenefekte“ der totalen Automobilität: Beklagt werden hier Millionen von Verkehrsopfern, krebserregender Ruß der Dieselfahrzeuge, krankmachendes Ozon, neuerdings Innenraumgifte, karzinogener Reifen- und lungengängiger Katalysatorabrieb, Lärmkranke, Atemwegserkrankte, und schließlich Klimaveränderungen und der Sommersmog.

Autos fahren also, leider aber sollen sie Folgen für Luft, Bäume und Menschen haben, ganz abgesehen von der Rohstoffverschwendung. Gerade beim Auto wird das Prinzip mittlerweile sehr deutlich: Für xyz scheint es natürlich ganz praktisch zu sein, ein eigenes Auto zu haben und die damit gewonnene „individuelle Freiheit“ könnte ihn die Segnungen des Fortschritts loben lassen; aber gleichzeitig, so ein wichtiger Nebendiskurs, könnte die Betonung des Individualverkehrs zu einer weiteren Verteuerung oder gar zu einem Abbau öffentlicher Verkehrsmittel führen, zu strukturellen Veränderungen also, die letztlich bedeuteten, daß jede und jeder sich ein eigenes Auto anschaffen müsse, um überhaupt noch zur Arbeit, in den Urlaub oder, wie in weiten Teilen Frankreichs, zum Einkaufen zu kommen.

Im Diskurs über den Funktionsmythos des Autos wird als Haupteffekt meist nur eine dem freien Menschen zustehende freie Mobilität gesehen. Wir können uns bei unseren Mitmenschen (vielleicht besser Mitmännern) aber auch sehr gut vorstellen, daß das Auto über den Mobilitätsaspekt hinaus als Statussymbol und vielleicht sogar als Potenzbeweis erhalten könnte. Warum müßten sonst Autofahrer jeweils bis zur nächsten roten Ampel Vollgas geben? Ganz klar, Autos haben hier etwas, das der

öffentliche Personen-Nahverkehr nicht bieten kann. Dieser Diskurs wird deutlich im Autoaufkleber „Busse und Bahnen sind nur für Loser!“

Flugreisen

Zum Thema Flugreisen gibt es eine Reihe von stabilen Mythen, die wir im folgenden sammeln, betrachten und an Hand einiger Nebendiskurse liebevoll kommentieren wollen. Zunächst ist uns aufgefallen, wie überdeutlich heute das Fliegen mit dem Urbegriff des Urlaubmachens verknüpft ist. Beim Wort „Urlaub“ denkt heute fast niemand an eine Wanderung über den Rothaarkamm im Sauerland (igitt), statt dessen denken fast alle an Sonnenschein, an eine Insel („Reif für die Insel!“), einen Sandstrand, Palmen, an freie alkoholische Getränke („All inclusive!“) und an Animation (Tauchtrainer, Bingo, Schönheitswettbewerbe) rund um die Uhr („Wo die Glücklichen Urlaub machen!“). Und diese Vorstellungen sind untrennbar mit einer Flugreise verbunden. Eine Flugreise ist offensichtlich für sehr viele Menschen die Vorbedingung für einen angemessenen Urlaub. Und Flugreisen sind so preiswert, daß sie sich wirklich jede leisten kann. Dies führt zur permanenten Verfügbarkeit des ehemals Exotischen (Malediven, Mauritius). „Alles, aber günstig!“

Eine der Hauptmythen ist nun, das Fliegen gehe ja so schnell und sei so bequem. Ein prominenter Nebendiskurs ist hier, daß auf den Kurz- und kurzen Mittelstrecken doch erstaunlich viel mehr Zeit verbraucht werde, als man/frau so vermuten könnte. Zunächst sei eine Anreise von einer City zum Flughafen nötig. Dort ein Umsteigen und Warten. Dann eine Abfertigung. Dann die Umbuchung wegen der Überbuchung. Dann der Flug selbst. Dann die Warteschleife. Dann der Streik der Fluglotsen. Dann die Verspätung. Dann die Ankunft und das Warten auf die Abfertigung. Dann die Fahrt in die City. Wenn man/frau also alles addiere, zeige sich, daß es mit dem Zug von City zu City oft schneller ginge.

Ein anderer Gegendiskurs hebt darauf ab, daß die gesamte Reisezeit beim Fliegen – im Gegensatz zur Zugreise – in unterschiedliche Abschnitte zerhackt sei: So gebe es eine Reihe von Ein- und Ausstiegsprozeduren, die wenig Raum ließen, sich in Frieden und Muße etwa auf ein Buch zu konzentrieren. Auch im Flugzeug selbst gehe alles schnell: Essen, Duty-free, dazu Filme.

Weiter wird hier gefragt, ob das in den Flugzeugen denn wirklich alles so bequem und komfortabel sei? Wenn die Menschen ihre Flugreisen nach dem Preis aussuchten, müßten sie sich nicht wundern, wenn die eng beieinander stehenden Sitze in der Touristenklasse den notwendigen persönlichen Raum verletzen und zu Verformungen der Extremitäten führten. Eine Chef-Stewardess der Lufthansa (die Bochumer Arbeitsgruppe hat Kontakt zu allen denkbaren Berufsgruppen) hat uns glaubhaft versichert, wirklich erholt kämen nur die Fluggäste in der Business- oder Royal-Crown-Senator-Klasse an.

Es gibt auch einen interessanten Nebendiskurs, der den Wert einer wunderbar funktionierenden Geschwindigkeit an sich in Frage stellt. Warum, wird hier gefragt, ist das so toll, in wenigen Stunden in einem ganz anderen Land, in einem ganz anderen Kulturkreis zu sein? Und, wird hier zweifelnd eingeworfen, ist es nicht wesentlich menschengemäßer, eine zurückgelegte Strecke hin zu einem Ziel und auch die Reise selbst ausführlicher und näher mit zu erleben, um sich auf das zu Erwartende in einem fremden Land einstellen und vorbereiten zu können? Wäre, wird hier vorgeschlagen, eine Reise mit einem langsamen Verkehrsmittel, einem Schiff etwa, nicht viel angemessener bei der Absicht, sich einem Ziel angemessen und mit Bedacht zu nähern? Außerdem entfielen der Jet-lag.

Natürlich gibt es zum Thema Flugreisen einen intensiven Diskurs über Umweltprobleme. So sei es immer noch dem Hobbyflieger Franz-Josef Strauß zu verdanken, daß Flugbenzin kaum zu versteuern ist, und dabei sei das Kerosin ganz besonders umweltschädigend, da 60% der Verbrennung von Kerosin beim Fliegen in der empfindlichen Tropopause und Stratosphäre stattfände. Wobei nicht genau klar sei, was da eigentlich genau beschädigt oder zerstört werde, da eben auch höhere Schichten der Atmosphäre betroffen seien. Dort sei das CO₂ zwar nicht so klimaschädigend wie am Boden, leider halte es sich aber oberhalb der Tropopause extrem lange (etwa 100 Jahre), d. h. von dem, was sich da jetzt ansammelt,

hätten wir noch lange was. Und bei der Verbrennung des Kerosins entstünden Stickoxyde, die hier allerdings nicht (wie am Boden) zur Entstehung von saurem Regen führten, sondern das in den höheren Luftschichten (in der Flughöhe von 13 km) vorhandene Ozon bänden und reduzierten, und eben dies trage mit zum Ozonloch bei. Außerdem würden natürlich Nebenprodukte wie Ruß, unverbrannte Kohlenwasserstoffe und Schwefeldioxyd emittiert. Vom Ablassen des Kerosins zur Entlastung des Gewichts bei der Landung ganz zu schweigen. Dazu komme noch die Umweltzerstörung in der Folge der Betonierung von Landebahnen und die Geräuschbelästigung von Menschen, die in der Nähe von Flughäfen wohnen.

Es gibt auch äußerst detaillierte Ökobilanzrechnungen zu Flugreisen. Eine kleine Kostprobe? In diesen Nebendiskursen wird behauptet, pro Person und zurückgelegtem Reisekilometer verbräuche das Flugzeug die größte Menge fossiler Brennstoffe; auf einem Passagierschiff, mit 2 000 Mitpassagieren seien es 1,31 pro 100 km; mit der Bahn im Hochgeschwindigkeitszug bei 45% Auslastung 3,0 l; mit dem Auto bei 1,7 (?!) Insassen 5,0 l und mit dem Flieger bei 66,2% Auslastung etwa 6,5 l. (Quelle: Greenpeace Magazin 1/97). Und konservativ geschätzt sei die Klimaschädigung – der Beitrag zum Treibhauseffekt – beim Fliegen pro Liter Treibstoff etwa doppelt so hoch wie am Boden. (Es gibt auch Schätzungen, die mit dem Faktor 20 spielen.) D. h. für 1 000 km mit dem Flugzeug werde das Klima etwa so stark geschädigt, wie für eine 4 000 km weite Reise mit dem ICE. Und da Flugreisen oft auch viel weiter als Reisen mit dem Zug oder gar Autoreisen seien (Von Bochum nach New York sollen es – hin und zurück – so an die 12 500 km sein.), entspreche die Klimaschädigung dieser Flugreise so etwa einer 50 000 km weiten Reise mit dem ICE (d. h. 15 mal Bochum–Rom hin und zurück!) oder – falls das sein müsse – einer 30 000 km langen Autofahrt.

Mülltrennung

Die Mülltrennung hat sich in Deutschland, je nach geographischer Region, Stadtteil und Wohnhaus, zu einer wichtigen sozialen Systemvariablen gemausert, die unter der Voraussetzung, daß das „Duale System“ mit dem „grünen Punkt“ als sinnvoll und funktionierend angesehen wird, als Ordnungsgröße des wechselseitigen Aufeinander-Aufpassens im Rahmen sozialer Kontrolle wirken kann. Die Variable Mülltrennung liefert hier reichlich Gesprächsstoff unter den SystemteilnehmerInnen („Welcher Idiot hat denn hier Elektronikschrott reingeschmissen? Kommt die gewachste Tiefkühlverpackung denn jetzt in die Gelbe Tonne oder ins Altpapier? Wieso schafft unsere Stadt nur eine Fehlwurfquote von 32%?“), schafft soziale und gutmenschliche Gemeinschaftserlebnisse, ja stiftet gleichsam auch Gemeinsamkeiten in der Befolgung von Regeln, strukturiert soziale Diskurse vor und kann das beruhigende Gefühl erzeugen, Pflichten erfüllt zu haben. Das Mülltrennungsverhalten findet ja auf einer allgemein zugespitzten Konsum-Folie statt. Vielleicht können wir den Verlockungen der Warenwelt eher nachgeben, wenn wir eben diese ohne schlechtes Gewissen genießen können. Schließlich haben wir die Konsumreste und -abfälle „ordnungsgemäß“ zunächst getrennt und dann „entsorgt“. Wir brauchen uns also keine Sorgen mehr zu machen. Denn aus dem durch unsere vielfältigen Käufe zwangsläufig anfallenden Müll ist heute ja ein Rohstoff, ein Wertstoff geworden. Nur noch wenige Reststoffe bleiben übrig. Vielleicht ist der grüne Punkt so etwas wie ein moderner Ablaßhandel. Wir kaufen uns durch die Mülltrennung frei von unseren Gewissensnöten. Mülltrennung entsorgt ganz buchstäblich den Müll und uns selbst.

Pro-Skripte:

- Ich trenne den Müll, weil ich mich dann gut fühle, weil ich dann irgendwie beruhigt bin.
- Ich trenne den Müll, weil dann eben so wenig Restmüll übrigbleibt.
- Ich trenne den Müll, weil ich denke, daß alles irgendwo im Kleinen anfängt.
- Ich trenne den Müll, weil das eben alle so machen.
- Ich trenne den Müll und bringe das Altpapier weg, weil dann eben weniger Bäume abgeholzt werden müssen.

- Ich trenne den Müll, weil sonst der Platz in der normalen Tonne nie ausreicht.
- Nicht mehr den Müll zu trennen erscheint mir heute sehr seltsam und sinnlos. Ich habe mich ganz an die Trennung gewöhnt.
- Ich trenne den Müll, weil ich mich irgendwo und irgendwie als Teil eines sinnvollen (Waren)Kreislaufes sehe.
- Ich trenne den Müll, weil ich denke, wir alle sollten auch mal an die Zukunft denken.
- Ich produziere unausweichlich Müll, da komme ich nicht raus. Also trenne ich ihn und versuche das Beste draus zu machen.
- Bei der Mülltrennung kann ich persönlich ganz konkret was machen. Das ist für mich überschaubar. Ansonsten machen die da oben doch mit uns, was sie wollen.

Nebendiskurse der Art, daß das Duale System eine reine Geldvermehrungsmaschine sei, die letztlich nicht zu sinnvoller Mülltrennung und Wertstoffsammlung führe, können natürlich andere Strategien der Müllbehandlung mit sich bringen. Auch gibt es kommunale Systeme, die sich über die Mülltrennung lustig machen oder diesbezüglich völlig gleichgültig, gedankenlos oder unachtsam sind.

Anti-Skripte:

- Ich trenne den Müll nicht, weil das sowieso alles Betrug ist.
- Ich trenne den Müll nicht, weil ich mich persönlich jetzt nicht moralisch unter Druck setzen lasse.
- Ich trenne den Müll nicht, weil es auf die eine Weinflasche doch auch nicht ankommt.
- Ich trenne den Müll nicht, weil mich das alles überhaupt nicht interessiert.
- Ich trenne den Müll nicht, weil ich dazu keine Zeit habe. Ich habe Wichtigeres zu tun.
- Ich trenne den Müll nicht, weil ich keinen Platz zum Sortieren habe. Ich kann in meiner Küche schließlich nicht fünf verschiedene Mülleimer aufstellen, klar?
- Ich trenne den Müll nicht, weil die Container viel zu weit weg sind.
- Mit den Pfandflaschen ist mir das alles echt zu teuer. Ich hole lieber die Dosen bei ALDI. Und die schmeiße ich in die Mülltonne. Klar?
- Mülltrennung? Was ist das?

Müllverbrennung

Der gewünschte Haupteffekt der Müllverbrennung ist die Müllvernichtung. Neuerdings wird allerdings Müllverbrennung im offiziellen Hauptdiskurs (z. B. der CSU) als thermische Wiederverwertung bezeichnet. Damit wird als Haupteffekt die (minimale) Energieerzeugung akzentuiert (wenn es brennt wird es eben warm). In der WAZ vom 6.7.1999 stand folgendes: „Im Hertener Süden wird er [der Müll] im großen Stile verbrannt. [...] ‚Rohstoff-Rückgewinnungs-Zentrum Ruhrgebiet‘ (RZR) hieß und heißt der Müllofen offiziell, obwohl ‚Rückgewinnung‘ eine kühne Umschreibung für ‚Verbrennung‘ ist.“

Nebendiskurse beschäftigen sich mit den Nebeneffekten der Müllverbrennung. So wird oft hervorgehoben, der Müll werde bei der Verbrennung in umweltbelastende Rußteilchen, Stickoxyde und klimaschädigendes CO₂ umgewandelt. Und damit Müll brenne, müsse er entsprechend zusammengesetzt sein. Wenn alle brav das Papier aussortierten, dann brenne der Müll kaum, und dann müsse Altpapier (das extra vorher aussortiert wurde) wieder zugesetzt werden. Dieses Altpapier könne dann also nicht ins Papierrecycling gehen, d. h. letztlich fördere man auch die umweltbelastende Papierindustrie. Und Müllverbrennungsanlagen müßten schließlich auch „ausgelastet werden“, d. h. es müsse dauernd Müll herangekarrt werden, und dies gehe zum Teil über weite Strecken und Bundesländergrenzen hinweg.

Zur Müllverbrennung fällt uns noch ein, daß es mal von einem ökologisch ausgerichteten Institut eine Müllbilanz-Studie zu Müllverbrennungsanlagen gegeben hat, die zum Resultat hatte, daß Müllverbrennungsanlagen sogar den Müll vermehrten, da zu ihrer Erstellung bereits sehr viel Müll

anfälle, der die Müllreduzierung durch das Verbrennen (aus 100% Müll soll etwa 30% hochgiftige Schlacke werden) weitgehend ausgleiche, die noch zu füllende Differenz erledige dann der Müll, der beim Abriß der Müllverbrennungsanlage entstehe. Eine Müllverbrennungsanlage könnte nach diesem Nebendiskurs also mehr und giftigeren Müll schaffen.

2.2 Medizin und Medikamente

Wir beginnen mit der Sammlung von Hauptdiskursen zum Thema „Funktionsmythen von Medikamenten“. Wenn wir uns und andere fragen, wie Medikamente funktionieren, fällt auf, daß die Komplexität von Haupt-, Wechsel- und Nebenwirkungen durchaus realisiert wird. Doch seltsamerweise denken wir dann bei der Einnahme selbst nicht mehr daran und verlassen uns lieber auf die Experten (Arzt und Apotheker), die schließlich Bescheid wissen und uns zur Einnahme des Medikamentes geraten haben:

- Den Beipackzettel guck ich mir nicht an, das beunruhigt mich nur.
- Laut Beipackzettel sind die wirklich schlimmen Nebenwirkungen doch nur ganz vereinzelt vorgekommen.

Wir können folgende weiteren Sprachfiguren zur bequemen und einfachen Einnahme eines Medikamentes hören:

- Dadurch kann ich meinem Körper mehr zumuten (bin ich einfach fitter);
- kann ich Vorsorge betreiben für meinen Körper (z. B. Vitamine);
- kann ich meine Physis kontrollieren;
- tue ich mir etwas Gutes;
- soll es mir gut gehen, das ist mein gutes Recht;
- kann ich Schmerzen ausblenden;
- kann ich die Welt ertragen;
- kann ich so tun, als sei ich gar nicht krank;
- bestätige ich mir und allen anderen die Ernsthaftigkeit meines Grundleidens (Selbstwerterhöhung durch Medikamenteneinnahme);
- kann ich die Verantwortung für Zustand und Entwicklung meiner Physis und Psyche abgeben (ich brauche meine Lebensweise nicht zu ändern);
- kann ich zeigen, daß ich nur den Anweisungen und Rezepturen eines Arztes folge, ich habe keine Verantwortung dafür, was die Medikamente bei mir anrichten; damit mache ich auch klar, daß ich keinesfalls einen Medikamentenmißbrauch betreibe; dazu würde sich doch ein Arzt mit seinen Rezepturen nie hergeben;
- kann ich deutlich machen, daß ich alles für meine Gesundheit tue, bis zum bitteren Ende.

Dieser Überblick an Sagbarkeiten ist natürlich auf die Allopathie bezogen, auf das „Heilen“ von Menschen mit Hilfe von Medikamenten also, die etwas dem Menschen Fremdes beinhalten und darstellen (Eine meinem Körper fremde Wundersubstanz heilt mich!). Der Hauptmythos einer Medizinalisierung der oben beschriebenen Art scheint uns zu sein, daß ein Medikament einem Menschen ganz persönlich und individuell hilft. Dabei wird mit dem Medikament der finale Krieg gegen eine Krankheit eröffnet, allfällige Nebenwirkungen sind heroisch zu ertragen, schon der Familie wegen.

Ein interessanter Nebendiskurs attribuiert die allopathische Medikamenteneinnahme etwas anders: Medikamente (hier insbesondere Psychopharmaka) hülften nicht der Indexperson, sondern den Angehörigen und dem sozialen Umfeld dabei, die Indexperson zu ertragen. Dieser schöne Gedanke bringt uns also nahe, daß das soziale Umfeld eine Medikamenteneinnahme gleichsam verlangen kann.

Ein anderer Nebendiskurs bezieht sich auf die heroischen Medikamenteneinnahmeverweigerer. Diese wollen eine körperliche Abweichung, etwa Kopfschmerzen, authentisch spüren und erleben. Sie wollen die Störung nicht wegnebeln. Dies hat eine gewisse Nähe zur Homöopathie.

Ein auf den Prinzipien der Homöopathie beruhender Diskurs über Medikamente sieht etwas anders aus. Durch die Einnahme dieses homöopathischen Medikamentes

- kann ich zeigen, daß ich die Ansicht meiner Ärztin teile, Ursachen meiner Krankheit lägen in meiner Lebensführung und meinen Lebensumständen;
- kann ich zeigen, daß ich aktiv an der Änderung meines Lebens arbeiten will;
- kann ich deutlich machen, daß ich nur natürliche und naturnahe Substanzen an meinen Körper lasse (Verharmlosung der Substanzen).

Interessanterweise gibt es in der Homöopathie fast keinen Diskurs über Nebenwirkungen. Spötter sagen, daß dieses daran läge, daß es auch keine Hauptwirkungen gäbe.

Nebenbei: Das Kapital hat naturgemäß ein großes Interesse daran, den allopathischen Funktionsmythendiskurs zu stärken und zu tradieren. Geschulte Pharmavertreter erklären den eher hilflosen Ärzten, wie mit neuen hochspezialisierten Medikamenten gezielt einzelne Funktionsstörungen des Körpers bekämpft werden können. Folgt den Menschen eher einem homöopathischen Störungsmodell, würden weniger klassische (und teure) Medikamente verkauft. Wer will das schon?

2.3 Internet

In der Einleitung zu diesem Papier über den modernen Mythos des Funktionierens sagten wir, daß wir unsere hier gesammelten Einwände, Einwürfe und Einlassungen verstehen wollen als fortlaufend zu ergänzende Sammlung von Argumenten gegen den schlichten Satz: „Es funktioniert aber doch!“ Die Beschäftigung mit dem Internet macht nun besonders deutlich, wie vorläufig unsere in diesem Abschnitt zusammengetragenen Überlegungen sind und sein müssen. Das Internet entwickelt sich schnell, ja rasant. Unsere folgende Skizze von Haupt- und Nebendiskursen zum Thema Internet ist demnach im Moment des Aufschreibens schon Historie.

Im gegenwärtigen Hauptdiskurs zum Internet ist das Internet das „Medium“ der Zukunft. Es symbolisiert den Inbegriff zukünftigen technischen Funktionierens, und zwar auf beiden Seiten: Die dazugehörige Technik funktioniert, und der Mensch mit ihr. Ja, ohne zu übertreiben können wir sagen, daß es derzeit schon eine ganze Reihe von Menschen gibt, die glauben, daß es heute für Kinder wichtiger sei, zu lernen, sich im Internet zu bewegen und dort „Informationen“ zu sammeln, als eine herkömmliche Schule zu besuchen. Diese Ansicht wird sich weiter verbreiten. Denn das vielgepriesene globale Informations- und Kommunikationsmedium Internet wird im Zeitalter der Postmoderne als äußerst positiv angesehen, da es

1. prinzipiell von allen Menschen und weitgehend unabhängig von gesellschaftlichen und individuellen Merkmalen genutzt werden könne und somit „demokratisch“ und „klassenlos“ sei,
2. eine enorme Beschleunigung bei der Suche und Weitergabe von „Informationen“ ermögliche und somit der in der Moderne immer außerordentlich willkommenen „Zeiteinsparung“ diene,
3. extrem niedrige Kosten im Vergleich zu herkömmlichen Medien (Briefe, Telefon, Fax) aufweise sowie eine sichere Datenübertragung ermögliche,
4. eine erhebliche Steigerung von sozialen Kontakten im In- und Ausland gewähre und durch diesen Einblick in andere Kulturen und kulturelle Differenzen zur „Völkerverständigung“ beitrage,
5. der Vermeidung von Papierverbrauch diene und somit der Verschwendung von Rohstoffen und Energie entgegenwirke, und schließlich
6. ein geradezu „unglaublicher Wirtschaftsfaktor“ sei. Die derzeitige Zentralrede spricht hier von einer Vielzahl von Arbeitsplätzen, die um das Internet herum geschaffen werden würden, von Unmengen von Geld, die verdient werden könnten, kurz, von „Standortsicherung“.

Soviel zu einigen Pro-Argumenten des gängigen Hauptdiskurses zum wundersamen Funktionieren des Internets. Es folgen einige Argumente aus den derzeit zu hörenden Nebendiskursen:

- zu 1. Viele Menschen auf dieser Welt verfügten nicht über die Möglichkeit, das Internet zu „nutzen“, weil sie nicht an die nötige Infrastruktur angebunden seien, nicht über entsprechende Ressourcen (Hard- und Software) verfügten und ihnen außerdem keine Chancen zum Lernen des Umgangs mit Computern geboten würden. Denkbare Folge: Es könnte ein globaler Drift einsetzen, der Internetnutzer und Nicht-Internetnutzer immer weiter voneinander entfernt und damit neue gesellschaftliche „Klassen“ bildet.
- zu 2. Eine gezielte Informationssuche im Internet sei aufgrund der riesigen und unübersichtlichen Anzahl von Seitenanbietern äußerst mühsam und langwierig. Meta-Suchmaschinen, also Suchmaschinen, die in Suchmaschinen suchen, multiplizierten dabei die Anzahl sinnloser „Treffer“. Aufgrund von Netzüberlastungen scheinen zudem Staus auf dem „Info-Highway“ und daraus folgende Systemabstürze keine Seltenheit zu sein. Als Internetnutzer mache man/frau auch des öfteren die Erfahrung, daß sinnfreier und unerwünschter Datenmüll via E-Mail ins Haus flattere. Ein persönlicher E-Mail Zugang erhöhe somit die Anzahl regelmäßig eingehender und auf Beantwortung drängender Postsendungen um ein Vielfaches. Zeitersparnis?
- zu 3. Es entstünden zusätzliche Kosten für die entsprechende Hardware, die Nutzung von Telefonleitungen und die Gebühren der Internetdienstanbieter. Zudem verschwänden immer wieder E-Mails im Netz und Viren würden über die manchen E-Mails beigefügten Anlagen bequem verteilt.
- zu 4. Die sozialen Kontakte und Beziehungen im Internet seien überwiegend virtuell und/oder anonym. Kommunikation beschränke sich auf den Austausch von Kurznachrichten und das „Chatten“ in eigens dafür eingerichteten künstlichen Räumen. Wichtige Kommunikationsqualitäten wie Nähe, Authentizität und Vertrauen würden wegfallen. Echtzeit statt Echtheit. Und die McDonaldisierung der Interaktion und Kommunikation ebne (ganz wie der Pauschaltourismus) kulturelle Differenzen ein oder lösche diese gar. Möglicherweise entwickelten sich hier sogar pathogene Formen der sozialen Isolierung, der Irritation und der Einsamkeit. Natürlich biete es sich im Internet dann auch an, sich für besonders konkrete Events wie einen Suizid zu verabreden. So kann man sich dann in der ehemals echten Welt gemeinsam von einem in exponierter Lage befindlichen und von sehr vielen Touristen besuchten Felsen in Norwegen stürzen (WAZ vom 24.2.2000). Es wird hier auch gerne gesagt, daß Figuren kippten, wenn Rezeptoren übersättigt seien.
- zu 5. E-Mails würden ausgedruckt, Telefonate nicht!
- zu 6. Könnte sein. Könnte auch nicht sein. In vielen Nebendiskursen wird eher vermutet, daß das Internet Arbeitsplätze bei Banken, Versicherungen und demnächst auch im Verkauf vernichte. Damit ist nicht nur gemeint, daß Arbeitskräfte entlassen würden, sondern daß die Stellen, die Arbeitsplätze endgültig wegfielen. Sie würden nicht wieder eingerichtet.

Einen 7. kritischen Punkt müssen wir hier ergänzen: Datenschutz. Und, lieber Leser und liebe Leserin, im folgenden verzichten wir aus Gründen, die Sie leicht nachvollziehen können, auf den Konjunktiv. Ein Nebendiskurs zum Thema Datenschutz im Internet macht deutlich, daß derzeit mit Hilfe des Internet die Kunden einzelner „Anbieter“ perfekt ausgespäht werden. Ja sie werden pausenlos bei ihren „Bewegungen“ im Internet beobachtet und alle ihre „Aktionen“ werden abgeschöpft. Und, damit hier kein Mißverständnis aufkommt, das ist in der Postmoderne den meist jugendlichen Surfern schnurzegal. Völlig. Muß doch jeder selbst am besten wissen, was er macht. Klar. Da die jüngeren Surfer das Wort „Volkszählung“ nicht kennen, können sie darüber nicht einmal lachen. Sie verstehen es nicht. Sie verstehen das Problem nicht. Ist da überhaupt ein Problem?

Fangen wir mit den „Cookies“ an: Bernd Graff schrieb im Feuilleton der Süddeutsche Zeitung vom 2.3.2000, „daß DoubleClick (die weltweit größte Marketing Agentur mit Sitz in den USA) sogenannte ‚Cookies‘ auf den Rechnern von Websurfern hinterlegt, die jeden Nutzer mit einer Kennung versehen und ihn so für das Unternehmen wieder erkennbar machen. Steuert ein derart ‚be-kekster‘ Surfer eine

der über 11 000 Websites an, die mit Werbebannern der Firma versehen sind, dann wird unter seiner Kennung die Liste seiner bereits besuchten Seiten ausgelesen und zur Erstellung von Surfprofilen verwandt. Wo immer also die Webreise hinführt, die gerade besuchte Seite im Internet weiß genau, welchen Weg der Reisende bislang genommen hat.“ Und schon wird er begrüßt: „Hallo, Herr Koch, schön daß Sie wieder einmal bei uns vorbeischaun. Achten Sie bitte heute insbesondere auf unser einmaliges Sonderangebot, das wir extra für Sie bereitgestellt haben...“ usw.

Es geht aber noch weiter: Mega-Provider (und natürlich viele andere auch) verlangen von ihren Kunden, daß sie wahrheitsgemäß sämtliche demographischen Daten abliefern. Dann erst dürfen sie alle „Angebote“ nutzen. Ist das Ernst? Ja. Gehn wir mal als Beispiel zu www.yahoo.de. Dort finden wir – unter anderem – folgende Rubriken oder Angebote:

- YAHOO-Online: Hier teilen wir YAHOO mit, wo wir uns im Netz bewegen.
- Finanzen: Hier geben wir einen Einblick in unsere Vermögensverhältnisse und teilen YAHOO mit, welche und wieviel Aktien wir haben.
- E-Mail: Hier teilen wir YAHOO die E-Mail Adressen aller unserer Bekannten mit und was wir denen so schreiben.
- Messenger: Hier teilen wir YAHOO mit, mit wem wir befreundet sind. Das nennt sich dann Community. Und YAHOO meldet uns sofort, wenn jemand aus unserer Community online ist, damit wir dann gemeinsam was unternehmen können. Zum Beispiel Waschmaschinen kaufen (siehe weiter unten).
- Adressbuch: Hier teilen wir YAHOO die physischen (Für Laien: die tatsächlichen, die wirklichen) Adressen all unserer Bekannten aus unserer Community mit.
- Kalender: Hier teilen wir YAHOO mit, welche Termine und Verabredungen wir mit wem aus unserer Community im Internet oder in der Welt da draußen haben. Falls wir mal nach draußen gehen.
- Shopping: Hier teilen wir YAHOO mit, welchen Weg wir durch die verschiedenen Geschäfte nehmen, was wir uns dabei alles so ansehen und, natürlich, was wir schließlich kaufen.

Von den vielen weiteren „Angeboten“ wollen wir nur noch eins erwähnen:

- Die Kreditkarte. Mit Hilfe dieser Karte teilen wir YAHOO mit, für was wir wann und wo unser Geld ausgeben.

Interessant ist nun, daß YAHOO alle diese gesammelten Daten an alle diejenigen weitergibt, die sich dafür interessieren. Das nennt YAHOO dann „Datenschutz“. Halten wir fest: Jedes Surfen hinterläßt Spuren. Die Spuren werden „an Anbieter“ verkauft. Der gläserne Internetnutzer ist längst Wirklichkeit geworden.

Natürlich möchten Provider ihre Kunden auch behalten, wenn sie sie denn erst einmal „haben“. Fremdgehen ist nicht erwünscht. Deswegen beeinflussen Mega-Provider wie AOL und T-Online während der Installation ihrer Programme unsere Computer so, daß es schwierig bis unmöglich wird, gleichzeitig weitere Provider anzuwählen.

Wir möchten noch einen 8. Punkt erwähnen, an den bei der Gründung und Installierung des Internet eigentlich niemand gedacht hat: Konsum. Das Internet wird in Zukunft ganz überwiegend genutzt werden um zu kaufen und zu verkaufen (E-Commerce): “It’s e-business or out of business!” Genau. Und nicht nur die Provider werden – neben den üblichen Kaufhäusern – mit allen Mitteln versuchen, Internetuser auf ihre Einkaufsstraßen zu locken, auch Medien (also Zeitungen und TV-Anbieter wie etwa RTL) werden im Internet Kaufgelegenheiten, virtuelle Einkaufsstraßen und Warenhäuser anbieten und damit Bedürfnisse schaffen. Da diejenigen, die die „Portale“ ins Internet anbieten, schon alles über den einzelnen Kunden wissen (siehe oben) und längst Konsumprofile für jeden Einzelnen angefertigt haben, bevor er einkaufen geht, kann ihm genau das angeboten werden, was er sich wünscht. Und gleichzeitig wird der Einzelkunde dazu angeregt, doch selbst für große Umsätze des Providers zu sorgen. Das nennt man dann Powershopping und es funktioniert ganz einfach:

Wer eine Waschmaschine kaufen will, muß bloß möglichst viele Freunde davon überzeugen, daß sie ebenfalls eine neue Waschmaschine brauchen. Dann ist das Gerät für den einzelnen „viel billiger“. Am besten wäre es also, gleich einen ganzen Container Ware zu kaufen. Am besten für wen? Wir sind ziemlich sicher, daß das Internet ganz und gar auf Konsum ausgerichtet werden wird. Hans Mahr, RTL-Informationsdirektor, sagt es äußerst treffend (Süddeutsche Zeitung vom 17.3.2000): „Context und Community schaffen den Commerce. Wir schaffen Events, über die User sprechen. Das bringt dann den Traffic.“ Alles klar?

Denken wir an das Internet in der Nacht, dann haben wir die Zukunftsvision, daß bald viele einzelne Menschen allein an den ihnen von einem mächtigen Provider kostenlos zur Verfügung gestellten und meistens funktionierenden Computern sitzen und in Angeboten herumbummeln. Der PC als Ansaugstutzen für Konsum-Affordanzen. Dann kaufen die endverbrauchenden Einzelmenschen. Sie funktionieren also auch, meistens. Das sollen sie auch. So werden sich die einzelnen und einsamen Menschen vielleicht im Sonderangebot (Eine Woche für nur 25,00 Euro!) zunächst unbekleidete Damen oder Herren ansehen. Später dann werden sie in einer Internet-Daily-Soap tolle Anregungen für weiteren Einkaufsspaß kriegen, ein bißchen Shopping gehen und glücklich sein.

Fazit: Vermutlich ist das Internet wohl deshalb die Vorzeige-Innovation der ausgehenden Moderne, weil es den postmodernen Fortschrittskriterien wie Beschleunigung, Entgrenzung, Gleichzeitigkeit und Virtualisierung besser genügt, als traditionelle Kommunikationsmedien. Daß hierbei einige Nebenwirkungen auftreten, mag zwar bedauerlich sein, aber diese werden hauptsächlich systemimmanent beobachtet und behandelt. Schließlich würden wir kaum erwarten, daß mensch sich die Frage stellt, ob Beschleunigung selbst nicht vielleicht ein seltsames Fortschrittskriterium darstellt, zumal niemand so genau zu wissen scheint, wo die eingesparte Zeit, die ja durch Beschleunigung gewonnen werden soll, verbleibt. Eine mögliche Antwort wäre: Sie wird in weitere Beschleunigungsaktivitäten investiert, also systemimmanent selbstreferentiell verarbeitet. Also dient Beschleunigung der weiteren Beschleunigung! Das ist plausibel. So wird es werden.

Wir denken auch, daß mit dem Internet eh' schon vorhandene Strukturen nur deutlicher zu Tage treten werden (Isolierung, Einsamkeit, unechte Kommunikation, falsche Nähe, schlichte Ausbeutung, Machtkämpfe der Ausbeuter etc.). Der Mensch der Zukunft wird – selbstverständlich umgeben von weiteren Kommunikationstentakeln wie Handys, die seine permanente Erreichbarkeit symbolisieren sollen – an einer kapitalistischen Endstelle sitzen und auf Tasten herum tippen. Damit läßt sich sein gesamtes Leben beschreiben, da er mit den Tasten sein gesamtes Leben regeln kann. Und der User meint, er wäre frei und er selbst. Dabei ist er nur erreichbar. Aber Erreichbarkeit meint hier nur, daß der Austausch von „Daten und Informationen“ jederzeit möglich ist, und nicht, daß ein menschliches Wesen von einem anderen menschlichen Wesen „erreicht“ würde. Wen erreicht der Internetnutzer der Zukunft noch? Wer erreicht ihn? Wer wird ihn berühren? Wen wird er berühren?

Zum Schluß möchten wir noch ein paar zarte Gegenbewegungen skizzieren: So hat eine amerikanische Organisation für Freiheit im Internet eine Web-Kampagne „I will not be targeted“ gegen die Cookies aus der digitalen Keksfabrik ins Leben gerufen (www.cdt.org). Es gibt sogar schon virtuelle Sit-ins. Dabei versammelt man/frau sich auf einer Website zu einer friedlichen Demonstration. Einer Sitzblockade näher kommen die Versuche, mit Hilfe einer Überfülle von Anfragen die Server der Mega-Provider zur Einstellung ihrer Aktivitäten zu bewegen (Denial of Service).

Wie wird dies Mekka des modernen Funktionierens sich entwickeln? Wir werden es erleben!

2.4 Kapitalismus

Der Kapitalismus ist ein „funktionierendes“ rhetorisches System par excellence. Die Nebenwirkungen des „funktionierenden“ Kapitalismus, zum Beispiel die Entlassung von 5 000 Beschäftigten, die gerade in dem Moment beschlossen wird, da Sie, geneigter Leser und geneigte Leserin, dieses Papier lesen,

wird systemimmanent mit Kurssteigerungen der entlassenden Firma beantwortet. Fast niemand kommt bei einem solchen Beispiel auf den Gedanken, der Kapitalismus könne irgendwo nicht funktionieren oder würde falsch oder aus dem Ruder laufen. Fast alle Menschen scheinen zu akzeptieren, daß im finalen Kapitalismus ökologische Fragen oder etwa Fragen nach dem Erhalt von Arbeitsplätzen irrelevant sind, da es schließlich um Gewinne geht. Punkt. Für ethische Fragen sind andere zuständig. Wer?

Zustandsbeschreibung des finalen Kapitalismus

Hier ein paar Punkte, um deutlich zu machen, worüber wir sprechen. So gibt es immer weniger Produktionsarbeit, dafür immer mehr Informations- und Technologiegewerbe. Dienstleister bereichern den Markt (call-center). Im Rahmen der Globalisierung streben die großen Konzerne zur Zeit danach, noch größer zu werden (Sie haben die Geschichte der Dinosaurier vergessen, da sie keine Zeit haben, ins Kino zu gehen.). Mittlerweile hält fast jede Firma ganz ungeniert die Hand auf, um gezielt Subventionen abzuziehen. Gleichzeitig wollen sie am liebsten überhaupt keine Steuern zahlen. Vor der letzten Bundestagswahl 1998 gab es gar ganz ungenierte Drohungen, mit der Produktion ins Ausland zu gehen, falls vom Volk eine dem Kapital nicht genehme Partei gewählt werden würde.

Interessant ist die Frage, wohin der Kapitalismus gehen wird. Ob der Größenwahn irgendwann zu Ende ist und nach dem Motto "small is beautiful" viele kleine sich selbst organisierende Einheiten und Subsysteme geschaffen werden? Oder gibt es schließlich in jedem Land nur noch 2 oder 3 Firmen, die dann vom Staat selbst nicht mehr zu unterscheiden sind (Staatsmonopolkapitalismus)??

Kapitalismus als folgerichtige Entwicklung

Eine ganze Gruppe von Meinungen und Ansichten geht in die Richtung, der derzeitige Kapitalismus funktioniere deswegen so gut, weil er einer ganz natürlichen Entwicklung und Ausdifferenzierung dessen folge, was in den Menschen angelegt sei. Als da sind Egoismus („Im Kapitalismus ist es nicht meine Aufgabe, das Leid der Welt zu tragen, ich habe mit mir selbst genug zu tun.“), Gewinnstreben, Nutzenmaximierung (Gewinne privatisieren, Kosten sozialisieren), ständiges Streben nach Wachstum und immer mehr von allem. Diese motivationalen Anlegungen sollen naturgemäß in den Genen von Menschen stecken. Der Kapitalismus ist in diesem Topos also eine gleichsam notwendige und naturwüchsige Entwicklung in der Geschichte der Menschen und deswegen ist sein angeblich überragendes Funktionieren alles andere als eine Überraschung.

Der Daimler-Chrysler Vorstandschef Robert Eaton sagte auf der Herrhausen-Gesellschafts-Jahrestagung 1999, der Kapitalismus „liege in der menschlichen Natur: Man will das Meiste für das Wenigste herausbekommen.“ Dieses System sei unschlagbar, da es „die Wirtschaft an die menschliche Natur bindet“. Eaton räumt zwar ein, der Kapitalismus „sei nicht perfekt und selten fair, manchmal kommen die Bösen gut dabei weg.“ Alles ins allem „sind die Kosten hoch, aber die Belohnung ist höher.“ (Zitate nach Theater Heute: Nr. 8/9 1999, S. 1)

Im Kapitalismus gibt es eben immer Leute, die davon profitieren und andere, die gleichsam den Ausschuß des Systems bilden. Das ist eben Natur. Der eine kann reiten, der andere hat das Pferd. Oder: Im Leben gibt es eben Schäfer und geschorene Schafe: Kann sich ja jeder selbst aussuchen, wo er hingehören will. Und es ist völlig gerecht, daß 3% der Schweizer Bevölkerung genau 374 Milliarden Schweizer Franken an „steuerbarem Reinvermögen“ besitzen und damit wirklich genau so viel wie die übrigen 97% der Steuerpflichtigen, die 376 Milliarden Franken ausgewiesen haben (Süddeutsche Zeitung, Nr. 245 vom 22.10.1999, S. 25).

Dazu kommt noch der Gedanke, daß Menschen immer etwas leisten wollen und müssen: Im Kapitalismus wird man eben nur nach Output bezahlt, nur Leistung zählt. Man steht eben ständig unter

Druck, etwas zu leisten, auch in der Freizeit! Und das ist gut so. Den sozialistischen Schlendrian kann sich der Kapitalismus nicht leisten. Hier werden Bummelanten nicht durchgezogen.

Eine ganze Reihe von Befunden aus Strategiespielen (meist am Computer) soll die These der Naturwüchsigkeit des Kapitalismus und des egoistischen Gewinnstrebens nahelegen. Mit der Instruktion, persönliche Gewinne zu machen, und einer Versuchsanordnung, die keinen internen Diskurs und keine soziale Einbettung vorsieht, werden Versuchspersonen auf einander losgelassen. Am Beispiel etwa einer Allmende, einer Gemeinschaft zur Nutzung einer Alm, soll sich dann immer wieder zeigen, daß Menschen sich so verhalten, als wären sie allein auf der Welt und allein daran interessiert, persönliche Gewinne zu machen. Die anderen Menschen und die Zukunft der Allmende interessieren nicht (Abgegrast ist abgegrast). Ist die Untersuchung so erfolgreich abgelaufen, läßt es sich im Diskussionsteil der unvermeidlich dazugehörenden Publikation dann schön an, über die Macht der Gene zu fabulieren. Bei anderen Instruktionen (etwa auf die ganz langfristige Ressourcenerhaltung zu achten) würden die „Ergebnisse“ vermutlich anders aussehen.

Diese Natürlichkeitshypothese des Kapitalismus wird von den entsprechenden Medien täglich transportiert: Nur wenn der Einzelne Gewinne macht, haben alle was davon. Nur wenn ein Unternehmer freiwillig und aus Gutherzigkeit heraus was unternimmt, geschieht etwas Gutes für die Allgemeinheit. Dies ist genau der Grund, warum Unternehmer nach Auffassung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung auch keine Steuern zahlen sollten. Sie schaffen eh schon soviel Gutes. Und sponsern Kultur und Fußball. Zum Beispiel.

Das Natürlichkeitstheorem des Kapitalismus bringt auch eine Menge Geschichten hervor der Art, daß jeder seines Glückes Schmied sei, da für jeden prinzipiell alle Möglichkeiten offen stünden, daß also jeder es schaffen könne, reich zu werden. Wohlgermerkt, die Betonung liegt auf dem Wort Geld: Jeder hat seine Chance im Leben (falls er nicht zu spät kommt) ganz viel Geld zu verdienen, nicht etwas zu werden, daß heißt, sich zu bilden oder zur Vollkommenheit zu entwickeln. In der Moderne der letzten Jahrhundertwende (1900) gab es das geflügelte Wort: „Jeder hat den Marschallstab im Tornister!“ Interessant hierbei ist, daß es bei einem Marschall eben nicht nur um Geld und ein hohes Einkommen geht, sondern insbesondere um eine lange und strenge Ausbildung, um Disziplin, um ausgedehnte temporäre Entsagungen, ja sogar um den Dienst am Vaterland und um so etwas wie Ehre. Das ist ein wirklich großer Unterschied zur postmodernen Fixierung auf Geld.

Kapitalismus ohne Alternative

Hier gibt es Meinungen, die eher etwas ratlos klingen, da sie akzentuieren, es gäbe keine positiven Utopien, keine anderen Entwürfe mehr. Oder weißt Du was besseres? Der Marxismus ist tot!

Sehr schön ist auch der Gedanke, daß man im Kapitalismus nicht nicht mitmachen kann. Der Kapitalismus ist so weder ein Gegner, noch zu bejahren; er ist einfach eine Beschreibung für ein gesellschaftliches Phänomen, das wir alle jeden Tag gemeinsam sozial herstellen. Und gegen den Kapitalismus kann man nicht moralisch angehen, da wir die komplexen gesellschaftlichen Verhältnisse einfach nicht mehr verstehen können.

Resignation klingt so: Die da oben machen doch eh, was sie wollen. Die Mächtigen beuten die Ohnmächtigen aus, das war immer so und wird auch immer so bleiben. Aber: Der Kapitalismus kann auch glücklich machen, wenn man auf der richtigen Seite steht. Und die gegenteilige Meinung: Der Kapitalismus kann nicht glücklich machen, egal wo man steht.

Kapitalismus als Allroundtheorie, die alle Lebensbereiche durchdringt

Es gibt eine ganze Reihe von Meinungen und Sprüchen, die sich mit der Durchkapitalisierung unserer Lebenswelt befassen und eben diese als Modell loben: Wer nicht rechnet ist blöd! Sparen und clever sein! In den Schnäppchenmarkt gehen! Die Jagd nach dem endgültigen Preis-Leistungsverhältnis ist

permanent eröffnet und wird von allen klugen Menschen betrieben. Ständige Preisvergleiche, ständige Suche nach dem besten Angebot, Sparen durch Kaufen nach dem Motto: Spar Dich reich (vgl. dazu unser Arbeitspapier Nr. 11). Interessant dazu ist die übereinstimmende Meldung verschiedener Medien, daß postmoderne Zeitgenossen in immer mehr Kontexten (Boutiquen, Hotels) handeln, also um den Preis feilschen, also Basar spielen, also fragen: „Bei dem Preis läßt sich doch sicher noch was machen?!“

Psychologisch interessant ist, daß das Befolgen kapitalistischer Grundregeln (Wenn ich etwas kaufe, dann nur die beste Qualität zum günstigsten Preis!) ganz eng mit der Selbstwertkonstruktion und -erhaltung verknüpft ist. Es gibt Menschen, die sich einen Tag richtig ärgern, wenn man ihnen erzählt, sie hätten ein Produkt woanders eine Deutsche Mark billiger erstehen können. Erstaunlich? Nein! Genau deswegen gibt es in allen cleveren Kaufhäusern auch die Versicherung, daß die Kunden ihr Geld zurück kriegen täten, falls sie das gekaufte Produkt in einem anderen Laden billiger kaufen täten hätten können. Das entspannt und stabilisiert den Selbstwert (Ich habe gekauft und war nicht blöd!). Vielleicht geht das postaktionale Loslassen sogar so weit, daß man tatsächlich gar nicht mehr selber nachsehen muß, ob es das gekaufte Produkt woanders wirklich billiger gegeben hätte. Clever? Ja.

Nur nebenbei: Strebt ein Mitmensch nicht nach persönlichem maximalen Gewinn, so ist das peinlich, fremdartig, erklärungsbedürftig. Und verteilt ein Angehöriger der Unterschicht auf der Straße Zwanzigmarkscheine aus seinem Erbe (wie das vor einiger Zeit mal in der Zeitung stand), muß er – völlig übereinstimmend mit der Rahmentheorie des Kapitalismus – sofort vor sich selbst geschützt und in die Psychiatrie eingewiesen werden. Ein Künstler (wie Schlingel Schlingensief z. B.) darf natürlich ankündigen, er werde Geldscheine vom Dach regnen lassen, schließlich ist er ja Künstler, und die haben – nach übereinstimmender Einschätzung des Volkes – ja eh einen Dachschaden. Natürlich hat der Schlingel es dann doch nicht getan. Also: Heiland, schmeiße Du Geld vom Himmel!

Konkurrenz belebt das Geschäft (und führt zu immer mehr Vielfalt)

Zum Kapitalismus als Allroundtheorie, die alle Lebensbereiche durchdringt, gehört unbedingt die Mythe von der Konkurrenz und vom Wettbewerb: Die ganz normale Konkurrenz untereinander, der gesunde Wettbewerb, ja vielleicht auch der Wettkampf (obwohl das Wort Wettkampf fast nie zu hören ist), das freie Spiel der Kräfte und Märkte also, soll im Kapitalismus (wie bei den olympischen Spielen) nicht nur das Geschäft beleben, sondern auch für Qualität und immer mehr Leistung bürgen. Nur im Wettbewerb schaffe es der einzelne Mensch (das einzelne Unternehmen, ob Bäcker, Telekom oder Stromanbieter), sich zu positionieren. Wettbewerb sei somit ganz grundsätzlich gut, da er Anreize zu immer mehr Leistung biete. Die Hausmacher-Psychologie ist hier ganz einfach: Ohne Anreize, ohne Motivation tun die Menschen zum einen nichts. Und zum anderen brauchen Menschen offensichtlich Konkurrenten, Gegner, den Wettbewerb, um den Arsch hoch zu kriegen. Dies ist natürlich darwinesque gedacht. Wichtig ist bei der Mythe des freien Wettbewerbs eine Folgemythe, daß es letztlich im freien Spiel der Kräfte gerecht zugehe, da ja jeder die Chance habe, Erfolg zu haben (vgl. dazu aber Robert Eaton im Absatz Kapitalismus als folgerichtige Entwicklung).

Pierre Bourdieu betonte am 11.10.1999 in einer Rede vor den Medienverantwortlichen Frankreichs, daß es eine Illusion sei, zu glauben, die Konkurrenz in der Medienlandschaft und die zunehmende Diversifikation führe zu einer inhaltlichen Vielfalt, ja führe gar zu wachsender „Kreativität“. Konkurrenz mag zwar das Geschäft beleben, führe, so Bourdieu, jedoch zu einer zunehmenden Uniformisierung des Programmangebots. Wir sehen das ganz ähnlich: Nutzt man die technologische Mythe der Beschleunigung im Medienbereich (Früher gab es mal 1 oder 2 oder sogar 3 TV-Programme. Heute so etwa 35, demnächst 75–100.), kann man leicht auf die Meinung kommen, viele Programme böten auch viel Falt! Ein kurzer Blick in die Wirklichkeit (allüberall die gleichen Talkshow-Formate, Daily-Soaps, Spielshows, News-Shows etc.) genügt, um auf den schlimmen Verdacht zu kommen, daß hier das Wort Vielfalt mit Einfalt gleichzusetzen und von „Qualität“ zu unterscheiden ist. Und Bourdieu entzaubert

in der o. g. Rede noch eine weitere Mythe: Konkurrenz belebe zwar das Geschäft, führe aber eben nicht zur Diversifikation, also zur Auffächerung in immer mehr unabhängige Anbieter, sondern eben zur Konzentration innerhalb der Kommunikationsindustrie und der Medienanbieter. Nun, dies läßt sich am Ende des Jahres 1999 in Deutschland sehr gut beobachten, nicht nur am Zusammengehen von Kirch und Murdoch.

Kritiker dieses Wettbewerbsmythos machen auch deutlich, daß es nicht ohne Grund ein Kartellamt und Kartellrecht gebe. Um eben gerade dem vielgepriesenen Wettbewerb zu entgehen tun Unternehmen alles. Sie gründen Strategieabteilungen und versuchen zu planen, wie sie eben das freie Spiel der Kräfte unterlaufen und verhindern können. Sie kaufen alle sich fügenden oder nicht fügenden (feindliche Übernahme) Konkurrenten auf (Dinosaurierbildung), sie hecken illegale Preisabsprachen und Kartelle aus, oder sie setzen den Wettbewerb durch Schmiergelder, Bestechung und Spionage außer Kraft. Die Kritiker sagen also, daß sich die Mythe vom freien Wettbewerb als Sonntagsrede entpuppe und daß sich so im freien Wettbewerb sensu Darwin eben nicht der Beste oder das beste Produkt durchsetze, sondern der Gemeinste, der alle Spielregeln kenne und die Klaviatur der Konkurrentenvernichtung beherrsche. Das ist dann auch wieder Darwin, nur eben mit einem Geschmäcke. Der Größte (Bill Gates z. B.) hat die Macht, die Illusion zu schaffen, daß er der beste sei und die besten Produkte anbiete. Und er tut alles um den Wettbewerb außer Kraft zu setzen (siehe Microsoft versus Linux).

Kapitalismus ohne Vorwürfe

Erstaunlich ist, daß dem Kapitalismus selbst selten Vorwürfe gemacht werden. Hier schließt sich der Kreis. Oder ist es eine sich selbst erhaltende Immunisierungsspirale? In der Einleitung zu diesem Abschnitt sagten wir: Der Kapitalismus ist ein „funktionierendes“ rhetorisches System par excellence. So ist es: Wenn mal etwas nicht klappt, hat niemals der Kapitalismus schuld, da alle ja nur seinen so ganz offensichtlich zutreffenden Maximen gehorchen. Entläßt eine Firma 1 000 Leute, um in einer anderen Stadt 400 neue Mitarbeiter zu verringerten Löhnen und mit hohen Beihilfen des Staates wieder einzustellen, so gilt dies als wirtschaftliche Cleverneß nach dem Motto des Media-Marktes: Ich bin doch nicht blöd!

Agenten des finalen Kapitalismus gehen sogar so weit, zu behaupten, der Kapitalismus schaffe die beste aller Welten: „Heute stehen wir auf dem Gipfel unserer Macht und unseres Wohlstandes – zu meinen Lebzeiten haben wir noch nie eine derartige Prosperität genossen –, und da wollen wir das Werk nicht vollenden?“, fragte Bill Clinton als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika anlässlich des zehnten Jahrestages des Mauerfalls vor Studenten der Washingtoner Georgetown-Universität (laut taz vom 10.11.1999, S. 3). Und wenn es derzeit leider noch ein paar arme und rückständige Länder und Völker gibt, so sind das Probleme einer Zwischenphase. Wenn erst alle Menschen aller Länder teilhaben dürfen an einer komplett globalisierten Wirtschaftswelt, wenn allüberall fast die gleichen kapitalistischen Grundüberzeugungen herrschen, dann, ja dann gibt es keinen Standortwettbewerb mehr, niemand wird mehr ausgebeutet, alle Menschen verdienen gleich wenig, und alles ist gut.

In den Kapitalismus darf man nicht eingreifen!

Da der Kapitalismus natürlich ist und den naturhaften Bedürfnissen der Menschen nicht nur entgegenkommt, sondern ihnen entspricht, ist es ziemlich sinnlos, in das Wirken und Walten des freien Spiels der Kräfte einzugreifen. Der Markt reguliert sich selbst (siehe oben). Die stärkeren Unternehmen setzen sich eben durch. Die organisierten Bedenkenträger haben keine Ahnung. Und indem die Sozialisten denken, daß der Markt in Zeiten der Globalisierung so komplex ist, daß wir im Interesse der Zurückbleibenden und Schwachen regulieren, eingreifen und reglementieren müssen, zeigen sie, daß sie die Natur des Menschen eben nicht begriffen haben. Deswegen dürfen sie nicht regieren. Und falls sie das doch einmal tun, müssen sie so schnell wie möglich weg!

3 Zur Psychologie des Funktionsbegriffs

„Wer A sagt, muß nicht B sagen.

Er kann auch erkennen, daß A falsch war.“

(Bert Brecht)

Der Wirkungsmechanismus des modernen und nun schon vielfältig an Hand verschiedener Beispiele skizzierten Funktionsbegriffs der Moderne wird auf den ersten Blick deutlich: Immer wieder wird in einem Hauptdiskurs, in einer Zentralrede, ein sehr kleiner Bereich der Wirkungen technischer Eingriffe als der eigentlich relevante definiert, außerhalb dieses Wirkungsbereichs liegende Folgen und Kosten des Eingriffs werden als unerhebliche Nebenwirkungen angesehen und so wird die eigentlich diskursive Manipulation immer wieder ins Recht gesetzt. Da die „Rand“effekte als uninteressant qualifiziert wurden, ist es in der Folge dann auch unnötig, sie zu thematisieren oder öffentlich zu machen. Andere Lösungs- und Denkansätze werden nicht berücksichtigt und/oder abgewehrt, denn „im Grunde läuft doch alles recht gut!“

Neben dem offiziellen Hauptdiskurs existieren nun verschiedene bunte Nebendiskurse, die alles Mögliche jenseits des Hauptdiskurses akzentuieren oder diesen vehement kritisieren. Wer technologisch Probleme lösen will, so wird hier gesagt, verschiebe sie in der Regel nur an eine Stelle, wo gerade nicht hingesehen werde. Dieser Effekt, daß da wo mensch gerade nicht hinschaut, irgend ein „Schweinkram“ passieren kann, wohnt der Technologie inne, da durch Separation und Vereinfachung von der „Wirklichkeit“ (die wir nicht erfassen können) weggegangen wird (was notwendig ist), diese Vereinfachung aber dann für die Wirklichkeit gehalten wird. Das techno-logische Verfahren wird nur für diese eine vereinfachte Wirklichkeit ausgelegt und nur in dieser finden die prüfenden Betrachtungen statt. Da die Vereinfachungen in der Regel auch noch zweckorientiert sind, wird das ganze noch schlimmer.

Wenn wir uns den Hauptdiskurs betrachten, warum funktioniert er so gut? Nun, zunächst einmal fällt auf, daß der Funktionsbegriff in seiner linearen Auslegung asystemisch ist. Alle linearen Meinungsmodelle sind eben leicht zu verstehen, allgemein leicht zugänglich und deswegen weit verbreitet. Und asystemisch heißt, daß die Existenz von Rückkopplungsschleifen nicht beachtet wird. Wir könnten auch sagen, daß moderne Macher mit einer technischen Neuerung erst einmal allerlei Unheil anrichten und dann versuchen, mit noch mehr technischen Neuerungen das Angerichtete wieder zu bekämpfen. Der technische Fortschritt wird also gebraucht, um die immer größer werdenden Schäden, die durch den technischen Fortschritt verursacht wurden, wieder gutzumachen. Der technische Fortschritt erscheint uns so als eine Krankheit, für deren Therapie sie sich hält. Oder anders: Da läuft wohl einer hinter sich selbst her, ohne sich je einholen zu können. Und der mit dem technischen Fortschritt vermoppelte Funktionsbegriff wird meist stabilisiert durch ein permanentes „Mehr desselben“, mehr Wachstum, mehr Gewinne, mehr Arbeitslose. Dazu gibt es auch spezifische Sprachfiguren wie: „Fangen wir erstmal an, dann schauen wir weiter!“ Oder: „Was wir angefangen haben, führen wir auch zu Ende!“ Und ein Mitglied der Bochumer Arbeitsgruppe schwört Stein und Bein, vor einiger Zeit einmal gelesen zu haben, daß ein japanischer Student auf einer Umweltagung in Tokio die Probleme der Luftverschmutzung und des Smogs in eben dieser Stadt im Ernst und folgendermaßen lösen wollte: „Wenn wir nicht mehr genügend saubere Luft haben, warum produzieren wir diese dann nicht industriell im großen Stil?“

Der Funktionsmythos kann sich aber auch deshalb so gut halten, weil die propagierte Hauptwirkung einer technischen Anordnung und der diese begleitende Hauptdiskurs immer einen gewissen Zeitvorsprung haben. Bis Nebenwirkungen „entdeckt“ werden und bis sich daraus gar ein kritischer Nebendiskurs entwickelt, das kann dauern. Das verzögert sich. Befindet sich eine neue Technologie in der Konzeptionsphase, bzw. wird sie erstmal nur propagiert – wie derzeit die Gentechnik –, dauert es somit eine ganze Weile, bis sich Nebendiskurse formieren können, denn die erwarteten Nebenwirkungen sind ja in den ersten Stadien einer technologischen Entwicklung nur hypothetisch. Insbesondere in

dieser Anfangs- oder Entwicklungsphase neuer technologischer Anordnungen wird das Akzentuieren von Nebenwirkungen und das Aufmerksam-Machen auf mögliche Probleme sehr schnell als Hysterie und bestenfalls als Pessimismus der üblichen verdächtigen BedenkenträgerInnen bezeichnet. Denn es ist ja noch gar nichts passiert! Warten wir doch erst einmal ab! Zwischenzeitlich läuft das fragliche Projekt natürlich immer weiter und es werden Fakten geschaffen, die zum Teil irreversibel sind oder uns die nächsten 50 000 Jahre beschäftigen. Na gut: 25 000 Jahre.

Demnach sollte sich ein problematisierender Diskurs – so der Hauptdiskurs zum Funktionsmythos – gefälligst erst dann hervorwagen, wenn Schäden und Probleme, die ja dann auch gar nicht verschwiegen werden sollen, „aufgetreten“ sind. Da aber im jeweils geltenden Hauptdiskurs mittlerweile schon weitere tolle Hauptwirkungen dieser technologischen Anordnung verkauft werden, ist die Wahrscheinlichkeit äußerst gering, daß dieser technologische Weg als solcher nicht weiter gegangen werden würde. Und selbst wenn der Nebendiskurs – gezwungenermaßen – einmal tatsächlich zum Hauptdiskurs werden sollte, ist die ursprüngliche problematisierende Ausgangsdiskussion längst vergessen und es kann kaum je der Eindruck entstehen, man hätte sich genau dieses technologische Projekt von vornherein sparen können. Eine Reflexion über den Funktionsmythos wird durch solche Prozesse wohl leider nicht ausgelöst werden.

Gelegentlich gibt es allerdings auch im Zeitalter der Moderne so etwas wie Einsicht in den Reigen des „Mehr Dasselben“. Der Funktionsdiskurs funktioniert dann so, daß eben diese Einsicht verwendet wird, um die Fortsetzung des Reigenes zu begründen. Die „Leitlinien zur Struktur- und Entwicklungsplanung“ des FB Mathematik, Universität Hamburg vom 14.7.1993 beginnen beispielsweise wie folgt: „Die Wissenschaft ist zu einem bestimmenden Faktor des gesamten Lebens geworden, Grundlage der Produktion und Reproduktion in der modernen Industriegesellschaft, welche ihr Wohlstand und Fortschritt verdankt. Zugleich hat die Wissenschaft – oder doch jedenfalls die unkontrollierte Verwendung ihrer Ergebnisse – auch schwerwiegende Probleme hervorgebracht. Gerade globale Menschheitsfragen wie Nuklearkriegsgefahr, Hunger, Umwelterstörung, Bevölkerungswachstum und Klimaentwicklung sind in ihrer heutigen Ausprägung durch die Wissenschaft mit verursacht und lassen sich doch ohne die Anwendung wissenschaftlicher Methoden und Einbeziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht lösen.“ Nur am Rande: Der zitierte Strukturplan ist seit 1997 nicht mehr aktuell, als eine vom Präsidenten der Universität beauftragte – postmoderne – Unternehmensberatung mit drastischen Folgen durch den o. g. Fachbereich Mathematik fegte. Seitdem gibt es zwar noch Strukturplanungen, aber die enthalten keine derartigen Gedanken mehr über die Rolle der Mathematik oder gar die Rolle und Verantwortung der Wissenschaften.

Warum ist die technische Entwicklung, der technische Fortschritt eigentlich mit steigenden Risiken und immer größeren Gefahren verbunden? Nun, die technologische Entwicklung transformiert Gefahren in Risiken einfach dadurch, daß sie immer mehr Entscheidungsmöglichkeiten schafft, die vorher nicht gegeben waren. Es gibt immer mehr offene Optionen. Und die zunehmende Zahl von Entscheidungen birgt das Risiko, immer mehr falsche Entscheidungen zu treffen oder getroffen zu haben. Luhmann (1997, S. 327 f): „Wenn es Regenschirme gibt, kann man nicht mehr risikofrei leben: Die Gefahr, daß man durch Regen naß wird, wird zum Risiko, das man eingeht, wenn man den Regenschirm nicht mitnimmt. Aber wenn man ihn mitnimmt, läuft man das Risiko, ihn irgendwo liegen zu lassen.“ Wir können auch sagen, daß Risiken Streß schaffen.

Versuchen wir diesen Gedanken an einem anderen Beispiel zu erläutern: Jemand möchte sich am Abend noch ein paar Zigaretten holen. Er könnte die 300 Meter bis zur Trinkhalle zu Fuß gehen. Welche Risiken gäbe es? Nicht viele. Je nach Stadtviertel vielleicht überfallen zu werden oder in Hundekot zu treten. Er entscheidet sich für den technischen Fortschritt und fährt mit dem Auto. Welche Risiken gibt es? Viele, da die Anzahl der Entscheidungsmöglichkeiten erheblich ist. Er entscheidet sich, um nur wenige Beispiele zu nennen, dazu, sich nicht anzuschneiden, mit hölzernen Clogs die Pedale zu bedienen, während der kurzen Fahrt mit seinem mobile zu telefonieren, die Scheinwerfer – trotz

Dunkelheit – nicht einzuschalten, ziemlich schnell zu fahren und die Vorfahrt an einer Kreuzung zu mißachten. Der technische Fortschritt, symbolisiert schlechthin im Automobil, erhöht die Anzahl von Entscheidungen, die so oder so getroffen werden können, beträchtlich. Risiko eben.

Wir denken auch, daß der technische Fortschritt eben kein Schicksal ist oder völlig eigendynamisch sich so vor sich hin entwickelt, sondern daß es immer konkret getroffene Entscheidungen sind, die den Fortschritt ausmachen. Es gibt keinen technischen Fortschritt, ohne daß Leute aus Wirtschaft und Politik Entscheidungen gefällt haben. Und diese Entscheidungen sind natürlich wiederum von Interessen innerhalb bestimmter sozialer Systeme geprägt. Wissen existiert nicht schlechthin, sondern immer in sozialen Systemen. Eine Risikoabschätzung oder Risikobewältigung ist somit nicht a priori möglich, sondern immer mit den Wirklichkeitsstrukturen und Wahrheitsreden bestimmter sozialer Systeme verbandelt. Und diese Systeme erfinden als Meinungsführer einen Diskurs, der, wenn er geschickt gewählt wird, zur Zentralrede werden kann und Gefährdungen erfindungsreich verharmlost. Wir hören dann zum Beispiel, die Risiken der Kernkraft (sic!) seien beherrschbar und verantwortbar.

Es interessiert uns also sehr, wer letztendlich von der Fortschritts-Logik profitieren wird. Entsprechend tragen vor allem diejenigen, die am meisten von dieser Orientierung haben, die das meiste Kapital bei dieser Verteilung abschöpfen, zur Aufrechterhaltung des Systems bei (indem sie z.B. für die favorisierte Variante werben und Alternativen als Unmöglichkeiten qualifizieren). In diesem Prozeß wird nicht danach gefragt, wie groß der angerichtete Schaden ist (im allgemeinen ist er ja auch für die Individuen kaum greifbar durch die Verteilung auf alle) oder welche Verbrechen in seinem Namen angerichtet werden (z. B. die Vernichtung des Lebensraums ethnischer Minderheiten durch rücksichtslose Ausbeutung von Bodenschätzen). Ulrich Beck meint in diesem Kontext, daß es heute nicht mehr um die Verteilung gesellschaftlichen Reichtums gehe, sondern um die Verteilung der Risiken des technischen Fortschritts. Ein schöner Gedanke. Statt Wohlstand für alle, Risiken für alle!? Oder Risiken für wenige. Da fällt uns der Müllexport ein.

Fassen wir kurz zusammen: Der Funktionsbegriff der Moderne ist linear oder, systemisch ausgedrückt, lineal und er führt zu einem ständigen Mehr-Desselben. Probleme der Technik werden mit noch mehr Technik bekämpft. Und dies vollzieht sich nicht einfach so oder gar schicksalhaft, sondern basiert auf ständigen Entscheidungen von Menschen innerhalb der sozialen Systeme, die ein Interesse am „Mehr Desselben“ haben.

Wenn wir uns Auseinandersetzungsdiskurse zwischen der Zentralrede und den vielen kleinen Nebenreden anschauen, fällt auf, daß es in Diskursen über das (Nicht)Funktionieren verschiedener technischer Anordnungen keine klaren Lager bezüglich der Argumentationsstile gibt. Befürworter und Gegner füttern ihre Argumentationen ziemlich beliebig, indem sie ganz unterschiedliche oder aber ganz ähnliche Quellen heranziehen.

Beispiel Medikamente: Diskurierende pro und contra Medikament X berufen sich auf pharmazeutische Medikamentenforschung. Sie beauftragen also wissenschaftlich und strikt empirisch arbeitende unabhängige GutachterInnen. Interessanterweise beliefern diese aber die beiden gegensätzlichen Lager mit widersprüchlichen Argumenten, für die einen ist die Substanz X ganz und gar harmlos, für die anderen ist es Teufelszeug! In moderner Logik gedacht ist es zwar irgendwie logisch und daher legitim, sich mit den selben Waffen zu bekämpfen; andererseits ist es jedoch total unlogisch, daß empirische Forschung, die doch objektiv und methodisch sauber vorgeht, sich derart widersprechende Ergebnisse hervorbringt! Das scheint jedoch niemanden zu stören. Sancta simplicitas!

Schauen wir noch einmal auf das Autofahren: Der Pro-Diskurs speist sich aus sich selbst, in dem er die uns vertrauten Pro-Auto-Mythen aufgreift, nutzt, verstärkt oder erst erfindet und den Über-Mythos vom freien und glücklichen Auto-Bürger strapaziert, der auf wunderschönen leeren Straßen, in wunderbar sauberer Natur, in freier und grenzenloser Geschwindigkeitswahl und von ganz toller Musik umrauscht herumfährt und sich einfach super fühlt. Vorläufig letzter Höhepunkt in der Werbung

der Automobilindustrie ist die schlichte Frage: „Mit wem sprechen sie im Jahr 2000?“ Natürlich mit dem eigenen Auto! Denn das funktionierende technische Wunderwerk Auto verdient unser höchstes Vertrauen, unsere absolute Wertschätzung. Wen wundert es, daß das Auto so zum besten Freund und – im Zweifelsfall – zum einzigen Kommunikationspartner wird?

Dabei wird der Mythos vom „Auto macht frei!“ natürlich geschickt mit den eigenen Gewinnzahlen verstrickt (z. B. vom ADAC). Wenn es sein muß, wird es aber auch sachlich, empirisch: Da werden dann auch eigene Statistiken, Recherchen oder Umfragen präsentiert, die die Unabdingbarkeit des individuellen Mit-dem-Auto-Herumfahrens „beweisen“. Der Contra-Diskurs der Grünen und der Öko-Bewegungen nutzt eher wissenschaftlich-empirische Forschungsergebnisse zur Luft-, Wasser- und Ozonverseuchung, zu Verkehrsunfällen, Verkehrsaufkommen, zum Platinnebel am Wegesrand etc.

Interessant ist, daß eben mal mit den selben Waffen gekämpft wird und mal nicht, und daß dies auch niemanden stört. Mal setzt die eine Seite auf Gefühle, mal die andere. Mal zieht die eine Seite empirische Daten heran, mal die andere. Was ist da los? Nun, wir denken, daß die – öffentlich geförderten – Hauptdiskurse (z. B. pro Auto) sozial so hergestellt sind und permanent so aufrechterhalten werden, daß Kritik oder Bedenken daran bereits in die konstruierte Logik des Funktionierens integriert sind. Und dann ist es völlig egal, wie gegen ein Funktionieren argumentiert wird. Deswegen die beliebige Oszillation zwischen Mythos-Argumenten und „sachlich-empirischen“ Argumenten.

Die Psychologie des Funktionsbegriffs zeigt uns auch, daß bei allen FunktionskritikerInnen nicht entscheidend ist, was sie sagen, sondern daß sie überhaupt etwas gegen einen übermächtigen Funktionsmythos (Beispiel Kapitalismus) sagen. Denn dies kann ja nur, gemäß der sozial konstruierten derzeitigen Hauptmeinung, falsch sein. Oder anders: Hauptdiskurse werden selten oder nie in Frage gestellt, sie haben keinen oder wenig Erklärungsbedarf, keinen Erklärungsnotstand, sie sind gleichsam ex cathedra einfach da. Nur wenn die Zentralrede angegriffen wird, in Frage gestellt wird, geschieht etwas, gerät die InfragestellerIn mit dem In-Frage-stellen sofort hinein in den Fokus der Aufmerksamkeit und heraus aus dem Bereich der Normalität.

Und noch ein Gedanke: Die Entdeckung von immer neuen „Nebenwirkungen“, die in alternativen Diskursen dann immer wieder zu Hauptwirkungen gemacht werden, erinnert uns auch an das Figur-Grund Problem und an Kippfiguren. An welcher Stelle kippt die Wahrnehmung von einem Bild, von einer Anschauung zur anderen?

Jetzt werden wir etwas psychologischer: Bei allen Beispielen, die uns zum technischen Fortschritt einfallen, erscheinen uns die psychostrategischen Ausblendungsmechanismen sehr hartnäckig und der Glaube, daß das technologische Problem technologisch gelöst werden könnte, scheint uns auch bei vielen „Alternativen“ geradezu unauslöschlich. Wir denken, daß dies oft damit zusammen hängt, daß Menschen weitgehend nicht bereit sind, „verantwortlich“ zu handeln und Verantwortung für sich und andere zu übernehmen. Menschen tun eben, was sie eben tun. Leider. Besinnungslos. Sie nehmen Medikamente ein und schieben die Verantwortung für ihr körperliches Wohlergehen auf die ÄrztIn. Sie fahren mit dem Auto herum und schieben die Verantwortung für den momentanen Giga-Stau und die ihn begleitende Luftverschmutzung auf alle anderen AutofahrerInnen. Nur nicht auf sich selbst. Schuld sind die Anderen! Für sich selbst Verantwortung übernehmen? Das wäre was! Wobei wir die übliche Verkettung von „Schuld“ und „Verantwortung“ für sehr problematisch halten, da so nur „der Verantwortliche“ auch „schuldig“ sein kann, nicht aber der „nicht Verantwortliche“, der aber vielleicht gerade deswegen für schuldig gehalten werden sollte. Insofern kann dieses „es funktioniert doch“ ein, „es muß funktionieren“ sein, damit Menschen eben keine Verantwortung haben.

Für uns gibt es aber noch einen sehr wichtigen Grund, warum der Hauptdiskurs über das Funktionieren in unserer Kultur so glatt läuft, eben so gut funktioniert. Wir denken, daß sich im Spätkapitalismus und insbesondere im Zeitalter der „Globalisierung“ in den hochindustrialisierten Ländern ein Komplex herauszubilden scheint, in dem sich Politik, Wirtschaft und Industrie, Medien und Kommunikationsindustrie, Verwaltung und Militär, Wissenschaft und Forschung, Ethikkommissionen und Gremien zur

Technikfolgenabschätzung immer stärker aufeinander zu zubewegen und zu koppeln scheinen. Becker (1999) nennt das, was sich da bereits gebildet hat und sich noch weiter bilden wird, den „Transformationskern der Gesellschaft“: „Politik, Wissenschaft und Wirtschaft sind hier dicht verflochten, die Grenzen zwischen ihnen verschwimmen und werden ständig verschoben. Obwohl dieser Komplex die Dynamik der Gesellschaft prägt, entzieht er sich weitgehend einer gesellschaftlichen Kontrolle.“ (S. 49)

Die Sprache innerhalb des Transformationskernes scheint sich nun insbesondere wirtschaftlicher, informationstheoretischer und biologistischer Figuren und Basismetaphern zu bedienen. Wobei nicht nur Begriffe und Argumentationsfiguren erfunden, sondern auch eben ununterbrochen in allen notwendigen Medien so lanciert werden, daß sie selbstverständlich werden. Selbstredend also. Wenn ein hochbezahlter Politiker – wie Norbert Blüm zum Beispiel – in diesem Kontext etwas sagt wie: „Ich glaube nicht, daß wir uns mit einer neuen Technikfeindlichkeit Rettung verschaffen können. Es war immer Sinn der Technik, uns Arbeit abzunehmen, uns Arbeit zu erleichtern. Warum soll das plötzlich anders sein?“ wirkt das als Einzelaussage vielleicht harmlos oder gar albern. Es ist aber im Sinne der Spin Doctors des Transformationskernes nötig, das mal so zu sagen. Es ist, wird unausweichlich. Denn alle Menschen wissen das. Und die Aufgabe eines Politikers ist es ja, das auszusprechen, was alle Menschen innerhalb eines Gemeinwesens auch sagen würden.

Sehr interessant ist, daß die Bewohner des ehemaligen Elfenbeinturms derzeit das größte Tempo und die größten Bemühungen zeigen, „anschlußfähig“ zu werden und sich den anderen voll auf den Transformationskern ausgerichteten Bereichen der Gesellschaft im vorseilenden Gehorsam anzupassen. Offensichtlich gibt es unter Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen große Ängste, den Zug der Zeit zu verpassen und in Zukunft keine Gelder und Ressourcen mehr abzubekommen. Sprache und Argumentationsfiguren postmoderner Wissenschaften richten sich ganz offensichtlich immer mehr an der Sprache, der Metaphernwolke, den Argumentationsfiguren des Transformationskernes aus, wobei Wirtschaft und Spitzentechnologie die Sprachvorbilder (Markt, Konkurrenz, Wettbewerb, Globalisierung) liefern und diese ihre Grundbegriffe immer stärker durchsetzen. Beispiel: „Auch unsere Fakultät muß sich im immer globaler und härter werdenden Wettbewerb zwischen den Universitäten so am Markt positionieren, daß Absolventen unserer Fakultät – im Vergleich zu anderen Absolventen – einen Wettbewerbsvorteil und somit eine gute Chance haben, sich selbst als Dienstleister für die freie Wirtschaft am Markt positionieren zu können!“

Wer etwas erreichen will in unserer Gesellschaft, muß also mitspielen und sich so ausdrücken, daß die Handelnden im Transformationskern es auch verstehen. Ja, wir können sagen, der Transformationskern schreibt vor, welche Metaphern verwendet werden dürfen. Eine Ethikkommission, die im Transformationskern angesiedelt ist – und wo sollte sie sonst zu Hause sein, wenn sie sich Gehör verschaffen will? –, kann ihre Erkenntnisse, Vorschläge und Empfehlungen ja nur in eben dieser Sprache des Transformationskernes ausdrücken. Den Tonfall der Äußerungen von Ethikkommissionen können wir uns also gut vorstellen. Ja selbst sozialkonstruktivistische Artikel, die etwa weite Bereiche herkömmlicher Laborstudien dadurch essentiell kritisieren, daß sie betonen, wie „Wissenschaftsobjekte nicht nur ‚technisch‘ im Labor hergestellt, sondern auch unabdingbar symbolisch und politisch konstruiert werden“ (Karin Knorr-Cetina, 1995, S. 103), oder behaupten, „daß die Produkte der Wissenschaft selbst eher als kulturelle Artefakte gesehen werden denn als Naturmerkmale, die die Wissenschaft ‚entdeckt‘ hat“ (Karin Knorr-Cetina, 1995, S. 104), können so formuliert werden, daß wirklich niemand aus dem inneren Kreis des Transformationskernes Anstoß daran nehmen könnte und würde. Knorr-Cetina: „Wenn Wissenschaft und die soziale Welt nicht auf der Basis von Fakten funktionieren, dann ist dies kein Grund zur Verzweiflung – es wäre eher Anlaß für eine Untersuchung darüber, auf welche Weise diese Welt, wenn nicht auf Fakten, dann auf der Basis von Fiktionen funktioniert.“ (1995, S. 129) Einen ganz winzigen Einwurf können wir uns hier nicht verkneifen: Sind die Befunde dieser angekündigten Untersuchung dann Fakten oder kulturelle Artefakte? Aber weiter im Text, denn wir verzweifeln nie. Wir zweifeln.

Die Sprache innerhalb des mächtigen Transformationskerns drängt nun leider andere Bereiche und Kontexte der Sprache zurück. Becker sagt: „Darin sehe ich das eigentliche interne ökologische Risiko der Wissenschaft: Deren kognitive und soziale Reorganisation führt nämlich dazu, daß ökologische und soziale Probleme nur noch so aufgegriffen und bearbeitet werden, daß sie die Dynamik des Transformationskernes und der hier koordinierten Interessen nicht erkennbar stören.“ (S. 50) Um anschlussfähig zu bleiben muß die Wissenschaft ihre Grundbegriffe und Forschungstechniken (z. B. allgemeine lineare Modelle) am Transformationskern ausrichten. Sprache und Denken über Forschung homogenisieren sich somit zunehmend. Eine Kritik am ökologischen Duktus einer Kultur z. B. kann dann nicht mehr geäußert werden, wenn sie im Transformationskern nicht mehr verstanden wird. In dem Moment wird die sich Äußernde zur „professionellen BedenkenträgerIn“ und folgerichtigerweise von den Handelnden des Transformationskernes verspottet.

Psycho-Logik und Sprachgebrauch innerhalb des Transformationskerns haben also weitreichende Folgen. Die Vergötterung der Mythen Geschwindigkeit und Gewinn beschädigt, so Bourdieu, schlicht unsere Kultur. Bourdieu (1999): „Mir scheint diese vereinte, gegenseitig sich steigernde Logik der Geschwindigkeit und des Gewinns, die im Streben nach größtmöglichem kurzfristigem Profit zum Ausdruck kommt (die Einschaltquoten beim Fernsehen, die Verkaufszahlen im Buchhandel – und vor allem im Zeitungswesen – und die Besucherzahlen bei neuen Filmen) unvereinbar mit der Idee der Kultur.“ Für Bourdieu und für uns ist Kultur etwas, was aus sozialen Gemeinschaften heraus erwächst und Zeit braucht: „All diese Werke, wie sie heute in den Museen ausgestellt werden, all die literarischen Schöpfungen, die für uns zu Klassikern geworden sind, all die Filme, die in den Filmarchiven aufbewahrt werden, sind das Ergebnis der kollektiven Arbeit sozialer Universen, die sich erst allmählich und dadurch entwickelt haben, daß sie sich von den Gesetzen der alltäglichen Welt zu lösen wußten, und insbesondere von der Logik des Profits.“ (Bourdieu, 1999)

Die „Produktion“ von Kunst ist also mit den Mythen Geschwindigkeit und (kurzfristiger) Gewinn nicht vereinbar. Sie scheint anders zu funktionieren, sie scheint Marktgesetzen nicht zu gehorchen. Genau deswegen sehen die vielen Formate in den vielen TV-Programmen so aus, wie sie aussehen: Uninteressante, ja unästhetische Rahmen für Werbesendungen. Dazu kommt, daß die großen Mediensysteme sich immer mehr vertikal integrieren. Gruppen, die Inhalte produzieren und Gruppen, die für deren Verbreitung und Verkauf sorgen, arbeiten zunehmend in einer Firma zusammen. Die Verbreitung der Produkte (die Einschaltquote) beginnt final die Produktion zu beherrschen. Es funktioniert, das Mediengeschäft.

Aber wir selbst funktionieren auch. Leider. Zum Glück? So verwenden wir in unserem Lebensalltag allzeit, allüberall und ganz geläufig Sprachfiguren, Kausalattributionen und Argumentationen, die aufs Funktionieren zielen: Eine Beziehung funktioniert (oder eben nicht), eine Ehe funktioniert (oder eben nicht), eine MitarbeiterIn funktioniert (oder eben nicht), das Zusammenspiel einer Gruppe funktioniert (oder eben nicht), eine Abwehr (Oh, wundersame Viererkette!) funktioniert (oder eben nicht). Und so weiter. Und, was leider etwas peinlich ist, unsere Vorstellungen vom Funktionieren und vom Erfolg sind sehr ähnlich. Sie decken sich. Das Funktionierende ist das Erfolgreiche. So hat der Funktionsbegriff das gleiche sozialdarwinistische Fundament wie alle weiteren Mythen des Kapitalismus. Und wir beugen uns diesen Mythen. Nicht immer, aber immer wieder. Es ist uns oft nur ganz schwer vorstellbar, daß etwas auch dann funktioniert hat, wenn sich keinerlei Zeit-, Geld-, Lust- oder andere Gewinne einstellten. Denn meistens kommen wir auf Argumentationen vom Funktionieren über das Nicht-Funktionieren. Oder anders: Das angebliche Nicht-Funktionieren von etwas verweist darauf, daß der Normalzustand ein Funktionieren ist. Und mit dieser technischen Sprache vom Funktionieren können wir leicht viele unserer Probleme des Alltags versachlichen, entemotionalisieren, ja entmenschlichen. Und die notwendigen Interventionen sind dann – wie bei der allopathischen Bekämpfung von Krankheiten – schon mal eher technisch, also emotionslos, rücksichtslos. Erfolg hat seinen Preis!

Am Ende dieses Kapitels, am Ende dieses Arbeitspapiers möchten wir noch einen schönen Gedanken von Pierre Bourdieu herbeizaubern. Er sagt, es gehe heute darum, eine „Tradition fortzusetzen, eine Tradition der Distanz gegenüber weltlicher Macht (wir sagen: der Macht des Transformationskernes) und vor allem jenen neuen Mächten, die sich heute in der engen Verschwisterung von Geld und Medien verkörpern.“ Wir werden es versuchen. Wir versuchen es. Und etwas amüsiert angesichts der vielfältigen gesellschaftlichen Diskurse über das Funktionieren oder Nicht-Funktionieren irgendwelcher technologischer Anordnungen oder deren Haupt- und Nebenwirkungen, möchten wir diesen kleinen Exkurs über die Psychologie des Funktionsbegriffs mit unserem sozialkonstruktivistischen Zentralgedanken beschließen, der uns, ist er erst einmal als Sternschnuppe vom Himmel allen Denkens in unsere bescheidene Hirnstube gestürzt, eine große Gelassenheit geben kann, ja inneren Frieden: Daß irgendetwas funktioniert, ist doch nichts ontologisches, sondern das jeweils momentane Ergebnis eines andauernden Diskurs- und Aushandlungsprozesses in lokalen kommunalen Systemen, in denen eben dieses Funktionieren (oder natürlich auch das Nicht-Funktionieren) als gegeben und wirklich angenommen wird. „Gegebenes“, also Konstruiertes, kann sich allerdings schnell ändern. Das hoffen wir.

Literatur:

- BECKER, E. (1999): *Ende der Illusionen : Wissenschaft als soziales und ökologisches Risiko*. – In: *Politische Ökologie*. – 17. Jg., H. 60, Juni 1999. – S. 48–50
- BOURDIEU, P. (1999): *Benutzen Medien ihre Macht, um das soziale Universum der Kultur zu zerstören, das über Jahrhunderte aufgebaut wurde? Fragen an die wahren Herren der Welt*. – Vortrag, gehalten am 11.10.1999. – Teilw. abgedr. in: *taz.* – Nr. 5974, 26.10.1999. – S. 15–16
- GERGEN, K. J. (1996): *Das übersättigte Selbst*. – Heidelberg : Auer
- KNORR-CETINA, K. (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis : Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. – Frankfurt am Main : Suhrkamp
- KNORR-CETINA, K. (1995): *Laborstudien : Der kultursoziologische Ansatz in der Wissenschaftsforschung*. – In: MARTINSEN, Renate (Hrsg.): *Das Auge der Wissenschaft : zur Emergenz von Realität*. – Baden-Baden : Nomos. – S. 101–135
- LUHMANN, N. (1997): *Die Moral des Risikos und das Risiko der Moral*. – In: BECHMANN, Gotthard (Hrsg.): *Risiko und Gesellschaft*. – Opladen : Westdeutscher Verl. – S. 327 ff
- SCHÜTZE, C. (1985): *Entropie : das Weltgesetz vom Niedergang*. – In: *Natur-Denkstücke : Über den Menschen, das unangepaßte Tier*. – München : Deutscher Taschenbuch Verl. – S. 163–164

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

In der Reihe „Arbeitspapiere“:

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis
von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs
über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische
Forschungsperspektive für die Psychologie**
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten
und auch zu fragen wagten**
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**
(1. Fassung: Juni 2009)

In der Reihe „Bochumer Berichte“:

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-
Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des
sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkonzeptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**
(März 2001)
- Heft Nr. 6: Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur:
J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)